



Leseprobe

Sandra Brown

Kein Alibi

Thriller

»Sandra Browns Romane sind eine knisternde Mischung aus Spannung, Intrigen, Leidenschaft und Macht.« *The New York Times*

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 512

Erscheinungstermin: 01. Juli 2003

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguin.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die Leidenschaft verbindet sie – und könnte sie für immer voneinander trennen ... der prickelnde Thriller von Bestsellerautorin Sandra Brown!

Als Hammond Cross die schöne Fremde wieder trifft, ist er der ermittelnde Staatsanwalt und sie des Mordes angeklagt. Doch sie hat ein Alibi: ihn! Die Nacht, in der der millionenschwere Immobilienmakler Lute Pettijohn ermordet wurde, verbrachte die Psychologin Alex Ladd in Hammonds Armen. Verstrickt in einem Labyrinth aus Lug und Trug und bedroht durch die Wahrheit, haben beide gute Gründe zu schweigen. Hammond Cross sieht nur eine Chance, sich und Alex zu retten: Er muss den wahren Mörder finden ...

Spannung, Leidenschaft und unvergessliche Charaktere: Lesen Sie auch die anderen Romane von Sandra Brown (Auswahl):

Dein Tod ist nah

Verhängnisvolle Nähe

Sein eisiges Herz

Stachel im Herzen

Tödliche Sehnsucht

DAS BUCH

Geheimdienstmann Jack Ryan erfährt, dass kolumbianische Drogenbosse drei hochrangige Amerikaner getötet haben. Die Botschaft ist unmissverständlich: Wir haben genug von eurer Jagd auf uns, lasst uns in Ruhe. Doch diesmal sind die selbstherrlichen Kartellchefs zu weit gegangen. Auf diese Herausforderung hin setzen die Amerikaner Geheimagenten in Kolumbien ein, und zu Hause bereiten sich modernst ausgerüstete Spezialisten auf den Kampf vor. Doch zuerst muss Ryan herausfinden, wer der eigentliche Feind ist und wie weit man bei diesem Einsatz gehen darf. Lange Zeit weiß er nicht, welche Gefahr die größere ist: jene, die die USA von außen, oder jene, die sie im Inneren bedroht.

DER AUTOR

Tom Clancy, der Meister des Technothrillers, stand seit seinem Erstling *Jagd auf Roter Oktober* mit all seinen Romanen an der Spitze der internationalen Bestsellerlisten. Er starb im Oktober 2013.

Ein Werkverzeichnis all seiner Romane findet sich am Ende dieses Buchs.

TOM CLANCY

DER SCHATTENKRIEG

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Hardo Wichmann

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe
CLEAR AND PRESENT DANGER

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und

Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 02/2013

Copyright © 1989 by Jack Ryan Enterprises Ltd.

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Scherz Verlag, Bern und München

Copyright © aller deutschsprachigen Rechte by Scherz Verlag

Copyright © dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung eines Motivs von © shutterstock (Eky Studio)

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-43675-6

www.heyne.de

Ohne Macht ist das Gesetz kraftlos.

PASCAL

Es ist die Funktion der Polizei, bei der Durchsetzung der Absichten des Staates intern und unter normalen Bedingungen Gewalt auszuüben oder mit ihrer Anwendung zu drohen. Es ist die Funktion der Streitkräfte, zu normalen Zeiten extern und intern nur zu außergewöhnlichen Zeiten Gewalt auszuüben oder mit ihrer Anwendung zu drohen ... Das Ausmaß der Gewalt, die der Staat zur Durchsetzung seiner Absichten auszuüben bereit ist ..., ist so groß, wie es die jeweilige Regierung zur Vermeidung eines Zusammenbruchs ihrer Funktion und einer Aufgabe ihres Verantwortungsbereichs für nötig und angemessen erachtet.

GENERAL SIR JOHN HACKETT

PROLOG

Die Lage

Noch war das Arbeitszimmer des Präsidenten leer. Das Oval Office im Westflügel des Weißen Hauses ist durch drei Türen zu erreichen: vom Vorzimmer der Sekretärin, aus einer kleinen Küche, die an das Privatzimmer des Präsidenten angrenzt, und aus dem Korridor. Für das Büro eines Top-Managers hat der Raum bescheidene Ausmaße; Besucher finden ihn unweigerlich kleiner als erwartet. Der Schreibtisch des Präsidenten vor den dicken Fenstern aus kugelsicherem Polycarbonat, das den Rasen vorm Weißen Haus nur verzerrt sichtbar werden läßt, besteht aus dem Holz vom HMS *Resolute*, einem britischen Polarforschungsschiff, das 1854 im Eis aufgegeben und im folgenden Jahr von Amerikanern geborgen wurde. Zum Dank ließ Königin Viktoria aus den Eichenbalken des Schiffes einen Schreibtisch fertigen und dem US-Präsidenten zum Geschenk machen. Das Möbelstück aus einer Zeit, in der die Menschen kleiner waren als heute, wurde während Reagans Präsidentschaft etwas erhöht. Nun war es beladen mit Akten und Positionspapieren, einem Computerausdruck des präsidentialen Terminkalenders, einer Sprechanlage, einem konventionellen Tastentelefon für mehrere Leitungen und einem ganz gewöhnlich aussehenden, aber hochkomplizierten Apparat für abhörsichere Gespräche.

Der Sessel des Präsidenten war eine Sonderanfertigung, deren hohe Rückenlehne zum zusätzlichen Schutz gegen Kugeln, die ein Irrer durch die schweren Fenster feuern mochte, mit dem modernen Werkstoff Kevlar – leichter und fester als Stahl – gepanzert war. Natürlich taten um diese Tageszeit

in diesem Teil des Gebäudes rund ein Dutzend Agenten des Secret Service Dienst. Um hier hereinzukommen, mußte jeder einen Metalldetektor passieren und sich der strengen Kontrolle der Secret-Service-Wache unterziehen. Bei diesen Männern, die man an ihren fleischfarbenen Ohrhörern erkannte, trat die Höflichkeit gegenüber der Hauptaufgabe, den Präsidenten zu schützen, in den Hintergrund. Alle trugen unter den Jacketts schwere Faustfeuerwaffen, und jedem war bei der Ausbildung eingeschärft worden, in jedermann und allem eine Bedrohung für WRANGLER, derzeitiger Codename für den Präsidenten, zu sehen.

Vizeadmiral James Cutter von der US Navy war schon seit 6 Uhr 15 in seinem Büro in der Nordwestecke des Westflügels. Der Job des Sicherheitsberaters des Präsidenten verlangte einen Frühaufsteher. Kurz vor acht trank er seine zweite Tasse Kaffee, schob die Papiere für die Lagebesprechung in eine Ledermappe, schritt durch das leere Zimmer seines Stellvertreters, der gerade in Urlaub war, wandte sich im Korridor nach rechts, passierte das ebenfalls verwaiste Büro des Vizepräsidenten, der sich in Seoul aufhielt, und bog hinter der Tür des Stabschefs nach links ab. Cutter gehörte zu den wenigen Insidern – der Vizepräsident zählte nicht zu ihnen –, die ohne die Genehmigung des Stabschefs das Oval Office betreten durften, wann immer sie es für notwendig erachteten. Allerdings meldete er sich meist telefonisch an, um den Sekretärinnen eine Vorwarnung zu geben. Dem Stabschef mißfielen solche Privilegien zwar, aber das hatte nur zur Folge, daß Cutter seinen unbeschränkten Zugang noch mehr genoß. Auf dem Weg nickten ihm vier Leute von der Sicherheit einen guten Morgen zu, und der Admiral nahm die Grüße hoheitsvoll zur Kenntnis. Cutters offizieller Codename war LUMBERJACK. Er wußte zwar, daß man ihm beim Secret Service intern einen anderen, weniger schmeichelhaften Spitznamen verpaßt hatte, aber was diese kleinen Fische von ihm hielten, war dem Admiral gleichgültig. Das Vorzimmer lief schon auf vollen Touren; drei Sekretärinnen und ein Agent des Secret Service saßen auf ihren Plätzen.

»Ist der Chef pünktlich?« fragte er.

»WRANGLER kommt gerade runter, Sir«, erwiderte Special Agent Connor. Er war vierzig, Abteilungschef der Wache des Präsidenten, und völlig uninteressiert an Cutters Meinung über ihn. Präsidenten und ihre Berater kamen und gingen, manche geliebt, andere verhaßt, aber die Profis vom Secret Service bedienten und schützten sie alle. Sein geübter Blick glitt über die Ledermappe und Cutters Anzug. Heute keine Waffe. Connor war nicht krankhaft argwöhnisch – immerhin war der König von Saudi-Arabien von einem Familienmitglied ermordet und Aldo Moro von seiner eigenen Tochter an die Entführer verraten worden, die ihn dann umbrachten. Sorgen machten ihm nicht nur die Geistesgestörten; jedermann konnte eine Bedrohung für den Präsidenten darstellen. Zu seinem Glück brauchte sich Connor nur um die körperliche Unversehrtheit seines Schutzbefohlenen zu kümmern. Es gab noch andere Sicherheitsaspekte, die anderen, weniger professionellen Leuten oblagen.

Alles erhob sich, als der Präsident erschien, gefolgt von seiner Leibwächterin, einer gelenkigen Frau in den Dreißigern, deren dunkle Locken elegant über die Tatsache hinwegtäuschten, daß sie zu den besten Pistolenschützen im Dienst der Regierung gehörte. »Daga« – so nannten sie ihre Kollegen – lächelte Connor zu. Ihnen stand ein leichter Tag bevor. Der Präsident wollte das Haus nicht verlassen. Sein Terminkalender war gründlich überprüft worden – die Sozialversicherungsnummern aller nicht regelmäßigen Besucher liefen durch den Fahndungscomputer des FBI –, und die Gäste selbst wurden natürlich so gründlich durchsucht, wie es der Verzicht auf eine Leibesvisitation zuläßt. Der Präsident winkte Admiral Cutter mit hinein. Die beiden Agenten sahen sich noch einmal den Terminkalender an. Das war reine Routinesache, und es störte Connor auch nicht, daß nun eine Frau einen Männerjob tat. Daga hatte sich den Posten auf der Straße verdient, und jeder potentielle Attentäter, der sie als Vorzimmermaus abtat, würde sein blaues Wunder erleben. Während Cutters Aufenthalt im Chefzimmer lugte einer der beiden Agenten alle paar Minuten durch einen Spion in der weißen Tür, um sich zu vergewissern, daß kein Unheil geschah. Der

Präsident war nun seit über drei Jahren im Amt und hatte sich an die permanente Observierung gewöhnt. Den Agenten kam kaum je der Gedanke, daß ein normaler Mensch das bedrückend finden könnte. Es war ihre Aufgabe, über alles, was der Präsident tat, Bescheid zu wissen, und dazu gehörte auch die Häufigkeit seiner Gänge zur Toilette und die Wahl seiner Bettpartner. Ihre Vorgänger hatten alle möglichen Tuschelmechtel gedeckt und vertuscht. Selbst die Gattin des Präsidenten hatte nicht das Recht gehabt zu erfahren, was er so Stunde für Stunde am Tag trieb – zumindest einige Präsidenten hatten diese Anweisung gegeben –, nur die Leute vom Secret Service wußten immer Bescheid.

Hinter der geschlossenen Tür nahm der Präsident Platz. Durch die Seitentür brachte der Messeseward, ein Filipino, ein Tablett mit Kaffee und Croissants herein und stand stramm, ehe er sich wieder entfernte. Damit waren die Präliminarien der morgendlichen Routine erledigt, und Cutter begann mit seinem Lagebericht. Die Unterlagen waren ihm von der CIA vor Tagesanbruch in sein Haus in Fort Myer, Virginia, gebracht worden; so bekam der Admiral Gelegenheit, die Informationen des Nachrichtendienstes in eigene Worte zu fassen. Sein Bericht war kurz. Es war Spätfrühling, und auf der Welt herrschte relativer Friede. Kriege, die in Afrika und anderswo wüteten, tangierten amerikanische Interessen kaum, und der Nahe Osten war so ruhig, wie er eben sein konnte. So blieb Zeit für andere Themen.

»Was macht SHOWBOAT?« fragte der Präsident und strich Butter auf sein Croissant.

»Das Unternehmen läuft, Sir. Ritters Leute sind bereits an der Arbeit, Sir«, erwiderte Cutter.

»Die Sicherheit der Operation macht mir noch immer Kummer.«

»Mr. President, die Angelegenheit ist so geheim, wie angesichts der Umstände zu erwarten ist. Gewiß, es gibt Risiken, aber wir beschränken die Zahl der Beteiligten auf das absolute Minimum, und wer informiert ist, wurde sorgfältig ausgewählt.«

Das trug dem Sicherheitsberater ein Grunzen ein. Der Prä-

sident saß in einer Falle, in die er sich mit seinen eigenen Worten manövriert hatte, mit Versprechungen und Erklärungen; die Bürger hatten die unangenehme Angewohnheit, sich so etwas zu merken. Und selbst wenn sie solche Dinge vergaßen, gab es immer Journalisten und politische Rivalen, die keine Gelegenheit zu einer Mahnung verstreichen ließen. Bei vielem hatte er in seiner Amtszeit eine glückliche Hand gehabt, aber viele dieser Erfolge mußten geheim bleiben – zu Cutters Verdruß. Andererseits war in der politischen Arena kein Geheimnis sakrosankt – am allerwenigsten in einem Wahljahr. Eigentlich sollte sich Cutter um diese Aspekte überhaupt nicht kümmern. Als Marineoffizier wurde von ihm erwartet, daß er ein unpolitisches Auge auf die Aspekte der nationalen Sicherheit warf, aber diese Richtlinie mußte wohl von einem Mönch formuliert worden sein. Mitglieder der Exekutive legen gemeinhin keine Armuts- und Keuschheitsgelübde ab, und auch mit dem Gehorsam nahmen sie es manchmal nicht so genau.

»Ich habe dem amerikanischen Volk versprochen, dieses Problem anzugehen«, bemerkte der Präsident übellaunig. »Und was ist bisher rausgekommen? Kein Furz.«

»Sir, einer Bedrohung der nationalen Sicherheit kann nicht mit polizeilichen Mitteln begegnet werden.« Cutter war seit Jahren auf diesem Thema herumgeritten und hatte nun endlich ein offenes Ohr gefunden.

Ein neues Grunzen. »Klar, hab' ich ja auch gesagt.«

»Jawohl, Mr. President. Zeit, daß die mal lernen, wie in der Oberliga gespielt wird.«

»Gut, James, Sie sind am Ball. Vergessen Sie aber nicht, daß wir Ergebnisse brauchen.«

»Die werden Sie bekommen, Sir. Darauf können Sie sich verlassen.«

»Es ist Zeit, daß diesem Gesindel eine Lektion erteilt wird«, dachte der Präsident laut. Daß die Lektionen streng sein würden, stand für ihn außer Zweifel.

Eine Stunde später ging die Sonne über der Karibik auf, und anders als im klimatisierten Weißen Haus war hier die Luft

schwül und stickig und kündigte einen weiteren von einem zählebigen Hoch bestimmten drückendheißen Tag an. Das bewaldete Küstengebirge im Westen ließ die Brise zu einem Wispern ersterben, und der Eigner der *Empire Builder* war längst bereit, in See zu stechen, wo die Luft kühler war und der Wind frei wehte.

Seine Besatzung erschien mit Verspätung. Ihr Aussehen gefiel ihm nicht, aber darauf kam es nicht so an, solange sie sich benahm. Immerhin war seine Familie an Bord.

»Guten Morgen, Sir. Ich heiße Ramón, und das ist Jesús«, sagte der größere der beiden.

»Meinen Sie, daß Sie mit ihr fertigwerden?« fragte der Eigner.

»Si. Mit großen Motorjachten sind wir erfahren.« Der Mann lächelte. Seine Zähne waren ebenmäßig und sauber. Der Mann hält auf sein Äußeres, dachte der Eigner. Dann ist er wohl auch vorsichtig. »Und Jesús ist ein vorzüglicher Koch, wie Sie feststellen werden.«

Glatter Schwätzer. »Gut, die Mannschaftsunterkünfte sind im Vorschiff. Treibstoff ist an Bord, und die Maschinen sind warm. Sehen wir zu, daß wir aus diesem Backofen rauskommen.«

»*Muy bien, Capitán.*« Ramón und Jesús holten ihre Sachen aus dem Jeep und mußten einige Gänge tun, ehe alles verstaubt war, aber um neun Uhr warf die *Empire Builder* die Leinen los und lief aus, passierte Ausflugsboote mit Yanqui-Touristen und ihren Angeln und ging auf offener See auf Nordkurs. Die Reise sollte drei Tage dauern.

Ramón hatte schon das Steuer übernommen. Das bedeutete, daß er auf einem breiten, erhöhten Sessel saß, während »George«, der Autopilot, Kurs hielt. Es war eine glatte Fahrt. Die Rhodes-Jacht war mit Stabilisatoren ausgerüstet, und eine Enttäuschung stellte eigentlich nur die Mannschaftsunterkunft dar, die der Besitzer vernachlässigt hatte. Typisch, dachte Ramón. Ein Millionenobjekt mit Radar und allem denkbaren Firlefanz, aber für die Freiwache der Crew, die das Ganze am Laufen hielt, gab es noch nicht einmal Fernseher und Videogerät.

Er rutschte auf dem Sitz nach vorne und verdrehte den Hals, um in die Back zu lugen. Dort lag der Eigner und schnarchte, als hätte ihn das Auslaufen total erschöpft. Oder war seine Frau für die Müdigkeit verantwortlich? Sie lag neben ihrem Mann bäuchlings auf einem Handtuch und hatte das Bikinioberteil geöffnet, um sich gleichmäßig den Rücken zu bräunen. Ramón lächelte. Ein Mann konnte auf mancherlei Art zu seinem Vergnügen kommen, aber es war besser, erst einmal abzuwarten. Vorfreude ist die schönste Freude. Fernsehton aus der Hauptkajüte hinter der Brücke; die Kinder schauten sich wohl einen Videofilm an. Mitleid mit den vieren verspürte er kein einziges Mal, aber ganz herzlos war er nicht. Jesús war in der Tat ein guter Koch. Die Henkersmahlzeit fiel köstlich aus.

Es war gerade hell genug, um sich ohne das Nachtsichtgerät orientieren zu können: das Zwielflicht der Morgendämmerung, das Hubschrauberpiloten hassen, weil sich das Auge zu einem Zeitpunkt, zu dem der Boden noch im Schatten liegt, an einen heller werdenden Himmel gewöhnen muß. Sergeant Chavez' Zug saß mit Vierpunktgurten angeschnallt; jeder Soldat hatte die Waffe zwischen den Knien. Der Hubschrauber UH-60A Blackhawk glitt hoch über einen Hügel und ging knapp hinter der Kuppe in den steilen Sturzflug.

»Noch dreißig Sekunden«, teilte der Pilot Chavez über die Bordsprechanlage mit.

Geplant war ein verdecktes Absetzmanöver, in dessen Verlauf die Hubschrauber scheinbar sinn- und planlos durch die Täler donnerten, um etwaige Beobachter zu verwirren. Der Blackhawk tauchte zum Boden ab und wurde vom Piloten abgefangen und knapp über Grund mit der Nase hochgezogen: das Signal für den Chieff der Besatzung, die rechte Schiebetür zu öffnen; für die Soldaten das Zeichen, den Verschuß ihrer Gurte zu lösen. Der Blackhawk durfte nur für einen Augenblick aufsetzen.

»Los!«

Chavez stürmte als erster hinaus und warf sich drei Meter vom Ausstieg entfernt flach auf den Boden. Der Zug folgte sei-

nem Beispiel und erlaubte es dem Blackhawk, sofort wieder abzuheben und sich bei seinen ehemaligen Passagieren mit einer Ladung Sand ins Gesicht zu bedanken. Gleich darauf erschien er am Südhang eines Berges und erweckte den Eindruck, überhaupt keine Bodenberührung gehabt zu haben. Unten sammelte sich der Zug und schlug sich in den Wald. Seine Arbeit hatte erst begonnen. Der Sergeant gab mit Handbewegungen Befehle und führte im Sturmschritt an. Dies war seine letzte Mission; dann konnte er sich entspannen.

In der Waffenerprobungs- und -entwicklungsanlage China Falls in Kalifornien umstand ein Team aus Ziviltechnikern und Munitionsexperten der Navy eine neue Bombe. Die Waffe hatte zwar die ungefähren Abmessungen der alten Zweitausend-Pfund-Bombe, wog aber fast siebenhundert Pfund weniger. Grund für die Gewichtseinsparnis war die Bombenhülle, die nicht aus Stahl, sondern aus mit Kevlar verstärkter Zellulose bestand und nur wenige Metallteile zum Anbringen von Leitflossen oder Lenkeinrichtungen enthielt. Es ist weithin unbekannt, daß es sich bei ›Smart-Bomben‹, ›intelligenten‹, zielsuchenden Waffen allgemein um schlichte Eisenprojekte handelt, an die man die Lenkeinrichtungen nur angeschraubt hatte.

»Die Splitterwirkung ist hier gleich Null«, wandte ein Zivilist ein.

»Was soll ein für Radar unsichtbarer Stealth-Bomber nützen«, fragte ein anderer Techniker, »wenn der Feind von seiner Bewaffnung ein Radarecho erhält?«

Der erste Sprecher räusperte sich. »Was nützt uns eine Bombe, die den Gegner nicht mehr als vergrätzt?«

»Schmeißen wir sie ihm durch die Haustür, dann bekommt er erst gar keine Gelegenheit, vergrätzt zu sein.«

Erneutes Räuspern. Nun wußte er wenigstens, wofür die Bombe gedacht war. Eines Tages sollte sie unter den Tragflächen eines neuen, für den Einsatz von Trägern konzipierten Jagdbombers mit der unsichtbar machenden Stealth-Technologie hängen. Endlich hat die Navy dieses Programm in Gang gebracht, dachte er. War auch Zeit. Im Augenblick aber stand

das Problem an, wie sich diese neue Bombe mit anderem Gewicht und anderem Schwerpunkt mit einer Standard-Lenkeinrichtung ins Ziel steuern ließ. Ein Kran hob das stromlinienförmige Projektil von der Palette und manövrierte es unter die mittlere Aufhängung eines Erdkampfflugzeugs A-6E Intruder.

Die Ingenieure und Offiziere gingen hinüber zu dem Hubschrauber, der sie zum Testgelände bringen sollte. Das Ziel war ein Fünftonner, der, wenn alles nach Plan verlief, ein gewalttätiges und spektakuläres Ende finden sollte.

»Maschine im Anflug. Musik machen.«

»Roger«, erwiderte der Zivilist und aktivierte die Lenkeinrichtung.

»Maschine meldet Zielauffassung – Achtung ...« sagte der Kommunikator.

Am anderen Ende des Bunkers schaute ein Offizier durch eine auf den anfliegenden Intruder gerichtete TV-Kamera. »Bombe frei. Ein glatter sauberer Abwurf. Flossen bewegen sich. Gleich knallt's ...«

Auf dem Lkw war eine Zeitlupenkamera montiert, die die fallende Bombe aufnahm. Kaum hatte der Donner der Detonation den Bunker erreicht, da ließ der Operator auch schon das Videoband zurücklaufen. Das Abspielen erfolgte mit Einzelbildfunktion.

»So, da hätten wir die Bombe.« Zwölf Meter über dem Laster wurde die konische Spitze sichtbar. »Wie wurde gezündet?«

»System VT«, antwortete ein Offizier. VT stand für Variable Time. Die Bombe hatte einen miniaturisierten Radarsender und -empfänger in der Spitze und war so eingestellt, daß sie in einer bestimmten Entfernung vom Boden detonierte. In diesem Fall betrug die Distanz 150 m. »Winkel sieht gut aus.«

»Ich habe gewußt, daß das klappt«, sagte leise ein Ingenieur. Er hatte die Auffassung vertreten, die Bombe sei zwar als Tausendpfünder ausgelegt, ließe sich aber auf das reduzierte Gewicht umprogrammieren. Obwohl sie etwas mehr wog, führte die geringere Dichte der Zellulosehülle zu ähnlichem ballistischen Verhalten. »Detonation.«

Der Fernsehschirm wurde weiß, dann gelb, dann rot und schließlich schwarz: Die expandierenden Explosionsgase kühlten sich ab. Den Gasen voraus lief eine Druckwelle: extrem komprimierte Luft, dichter als Stahl, schneller als jedes Geschos. Keine hydraulische Presse war in der Lage, größeren Druck auszuüben. Der Gesamteffekt unterschied sich kaum von der Detonation eines mit Sprengstoff vollgepackten Fahrzeugs, der Lieblingswaffe von Terroristen. Nur sehr viel sicherer und eleganter ins Ziel zu bringen. »Donnerwetter, so einfach hatte ich mir das nicht vorgestellt. Sie hatten recht, Ernie – es muß noch nicht einmal der Suchkopf umprogrammiert werden«, bemerkte ein Commander der Navy. Da haben wir der Marine gerade eine gute Million gespart, fügte er insgeheim hinzu. Das war ein Irrtum.

I

Der Engel der Schiffbrüchigen

Man kann keinen Blick auf sie werfen, ohne Stolz zu empfinden, sagte sich Red Wegener. Der Küstenwachkutter *Panache* war ein Unikat, eine Art Fehlentwicklung, aber er gehörte ihm. Er war schneeweiß wie ein Eisberg, abgesehen von einem orangenen Streifen am Vorsteven, der ihn als Schiff der US-Küstenwache kennzeichnete. Mit fünfundachtzig Meter Länge war die *Panache* kein großes Schiff, aber das größte, das er je befehligt hatte, und mit Sicherheit sein letztes. Wegener war der älteste Lieutenant-Commander der Küstenwache, aber auch der Engel der Schiffbrüchigen.

Begonnen hatte er seine Karriere wie so viele andere bei der Küstenwache.

Wegener, auf einer Weizenfarm in Kansas aufgewachsen, hatte als junger Mann beschlossen, daß ihm ein Leben am Steuer von Traktoren und Mähdreschern nicht lag, und sich gleich nach dem Schulabschluß bei der Küstenwache gemeldet. Man nahm ihn, ohne sich groß um ihn gerissen zu haben, und eine Woche später saß er im Bus nach Cape May in New Jersey. Noch immer konnte er sich an den Spruch erinnern, den ihm der Obermaat am ersten Tag eingebleut hatte: »Rausfahren müssen Sie, das steht fest. Ob Sie zurückkommen, ist nicht so sicher.«

In Cape May fand Wegener die letzte und beste echte Seemannsschule im Westen. Er lernte mit Leinen umzugehen und Seemannsknoten zu schlingen, Feuer zu löschen, verletzte oder in Panik geratene Schiffbrüchige aus dem Wasser zu holen. Nach erfolgreichem Abschluß kam er an die Pazifik-

küste und wurde binnen eines Jahres Bootsmannsmaat dritter Klasse.

Es stellte sich schon sehr früh heraus, daß Wegener der geborene Seemann war. Unter den Fittichen eines bärbeißigen alten Steuermannsmaats erhielt er bald das Kommando auf ›seinem‹ Schiff, einem zehn Meter langen Hafenpatrouillenboot. Wenn ein kniffliger Einsatz bevorstand, fuhr der alte Seebär mit hinaus, um dem neunzehnjährigen Maat auf die Finger zu sehen. Und von Anfang an war Wegener ein Schüler gewesen, dem man etwas nur einmal zu sagen brauchte. Seine ersten fünf Jahre in Uniform schienen ihm wie im Flug vergangen zu sein: Nichts Dramatisches war geschehen; er hatte nur Aufträge erledigt, vorschriftsmäßig und flott. Als der Zeitpunkt der Weiterverpflichtung kam und er sich für sie entschieden hatte, stand ohnehin fest, daß man stets ihn ganz oben auf die Liste setzte, wenn ein harter Job zu erledigen war. Zum Ende seiner zweiten Dienstperiode hin holten Offiziere gewohnheitsmäßig seinen Rat ein. Er war inzwischen dreißig, einer der jüngsten Oberbootsmannsmaate überhaupt und nicht ohne Einfluß, denn er erhielt das Kommando auf der *Invincible*, einem fünfzehn Meter langen Rettungskreuzer, der in dem Ruf stand, zäh und zuverlässig zu sein. Zu Hause war sie an der stürmischen Küste von Kalifornien, und hier machte sich Wegener zum ersten Mal einen Namen. Wenn ein Fischer oder Segler in Seenot geriet, schien die *Invincible* immer zur Stelle zu sein, kam über oftmals zehn Meter hohe Brecher getobt, und am Steuer stand ein rothaariger Seebär, der eine kalte Bruyerepfeife zwischen den Zähnen hatte. Im ersten Jahr rettete er fünfzehn Menschen das Leben.

Und am Ende seiner Dienstzeit auf der einsamen Station waren es über fünfzig. Nach zwei Jahren bekam er seine eigene Station an der Mündung des Columbia River mit ihrer berühmten Barre, und dort nahm seine Karriere während eines heftigen Wintersturms eine entscheidende Wendung. Die *Mary-Kat*, ein Tiefseefischer, funkte SOS: Maschinen ausgefallen, Ruder gebrochen, das Schiff driftete auf eine mörderische Leeküste zu. Sein Flaggschiff, die fünfundzwanzig Meter lange *Point Gabriel*, legte binnen neunzig Sekunden ab

und begann eine epische Schlacht mit den Elementen. Nach sechsstündigem Kampf gelang es Wegener, die sechsköpfige Besatzung der *Mary-Kat* zu retten. Gerade als der letzte Mann geborgen war, hatte die *Mary-Kat* Grundberührung bekommen und war auseinandergebrochen.

Und wie das Glück so spielte, hatte Wegener an diesem Tag einen Reporter an Bord, der für den *Portland Oregonian* Stories schrieb und selbst ein erfahrener Segler war. Als der Kutter sich durch die turmhohen Brecher vor der Columbia-Barre bohrte, hatte der Reporter auf sein Notizbuch gekotzt, es an seinem Anzug abgewischt und fieberhaft weitergeschrieben. Die in der Folge publizierte Artikelserie ›Der Engel der Barre‹ trug dem Autor den Pulitzer-Preis ein.

Im Monat darauf fragte sich in Washington der Senator aus dem Staat Oregon laut, warum ein so tüchtiger Mann wie Red Wegener eigentlich kein Offizier sei, und da gerade der Kommandant der Küstenwache zugegen war, um die Bewilligung seines Budgets zu diskutieren, war dies eine Bemerkung, die der Vier-Sterne-Admiral sich zu beherzigen vornahm. Am Ende der Woche war Red Wegener Lieutenant. Drei Jahre später wurde er für das nächste verfügbare Kommando auf einem Schiff vorgeschlagen.

Hier stellte sich dem Kommandanten allerdings ein Problem: Es war nämlich kein Schiff verfügbar. Zur Hand war zwar die *Panache*, aber die war ein recht zweifelhafter Preis. Der Kutter, Prototyp einer wegen Geldmangel gestrichenen Klasse, lag fast vollendet auf einer in Konkurs gegangenen Werft. Da Wegener aber als Mann galt, der Wunder wirken konnte, bekam er den Job und dazu ein paar erfahrene Chiefs, die den grünen Offizieren auf die Sprünge helfen sollten.

Als Wegener am Werfttor eintraf, wurde er erst einmal von Streikposten aufgehalten, und nachdem er dieses Hindernis überwunden hatte, war er überzeugt, daß es kaum noch schlimmer kommen konnte – bis sein Blick auf das fiel, was angeblich sein Schiff sein sollte. Ein Objekt aus Stahl, spitz an einem Ende, stumpf am anderen, nur halb gestrichen, garniert mit Trossen und Seilen, an Deck Türme von Kisten: Es sah aus wie ein Patient, der auf dem Operationstisch gestorben und

einfach der Verwesung überlassen worden war. Und das war noch nicht das Ärgste, denn die *Panache* konnte noch nicht einmal von ihrem Liegeplatz weggeschleppt werden; als letzte Handlung vor dem Streik hatte ein Arbeiter den Motor eines Krans durchbrennen lassen, der nun den Weg blockierte.

Der bisherige Kapitän hatte sich bereits in Schimpf und Schande entfernt. Die Mannschaft stand zu Wegeners Empfang auf dem Hubschrauberdeck versammelt und wirkte wie ein Haufen Kinder auf der Beerdigung eines ungeliebten Onkels. Als Wegener zu ihr sprechen wollte, funktionierte das Mikrophon nicht, und das brach irgendwie den Bann. Er lachte in sich hinein und winkte die Männer zu sich.

»Leute«, sagte er, »ich heiße Red Wegener. In sechs Monaten sind wir das beste Schiff der Küstenwache. In sechs Monaten seid ihr die beste Crew. Aber ich bin nicht derjenige, der das zuwege bringt – das müßt ihr tun, und ich will euch ein bißchen dabei helfen. Als erstes will ich dafür sorgen, daß alle soviel Landurlaub wie möglich bekommen, während ich versuche, diesen Schlamassel in den Griff zu kriegen. Amüsiert euch gut. Wenn ihr zurück seid, wird in die Hände gespuckt. Abtreten.«

Erstauntes Raunen unter der Mannschaft, die mit Gebrüll und Getobe gerechnet hatte. Die neuen Chiefs wechselten mit erhobenen Brauen Blicke, und die jungen Offiziere, die ihre Karriere bereits aufgegeben hatten, zogen sich verdutzt in die Messe zurück. Ehe er sich ihnen vorstellte, nahm Wegener seine drei Chiefs beiseite.

»Erst mal die Maschine«, sagte Wegener.

»Ich kann Ihnen fünfzig Prozent Dauerleistung bieten, aber wenn wir die Turbolader zuschalten, ist fünfzehn Minuten später Sense«, verkündete Chief Owens. »Fragen Sie mich nicht, warum.« Mark Owens arbeitete seit sechzehn Jahren an Schiffsdieseln.

»Schaffen wir es bis zur Curtis Bay?«

»Sicher, wenn es Sie nicht stört, daß es einen Tag länger dauert, Captain.«

Wegener ließ seine erste Bombe los. »Gut – wir laufen nämlich in zwei Wochen aus und machen sie dort oben klar.«

»Mit dem Ersatzmotor für den Kran ist aber erst in einem Monat zu rechnen«, gab Oberbootsmannsmaat Bob Riley zu bedenken.

»Läßt sich der Kran drehen?«

»Der Motor ist durchgebrannt, Käpt'n.«

»Wenn wir soweit sind, befestigen wir eine Trosse am Kran-ausleger, machen sie am Bug fest und ziehen ihn so aus dem Weg. Dann laufen wir rückwärts aus«, verkündete der Kapitän. Die Männer machten schmale Augen.

»Dabei kann er kaputtgehen«, meinte Riley nach kurzem Überlegen.

»Es ist nicht mein Kran. Aber das hier ist mein Schiff, verdammt noch mal.«

Riley lachte auf. »Gut, Sie wiederzusehen, Red – 'tschuldigung, Captain Wegener!«

»Auftrag Nummer eins ist, sie zur Fertigstellung nach Baltimore zu schaffen. Sehen wir mal zu, was dafür zu tun ist, und erledigen wir eine Arbeit nach der anderen. Wir sehen uns morgen um sieben. Kochen Sie immer noch Kaffee, Portagee?«

»Aber klar, Sir«, erwiderte Obersteuermannsmaat Oreza. »Ich bring 'ne Kanne mit.«

Zwölf Tage später war die *Panache* seeklar gewesen. Den Kran schafften sie vor Tagesanbruch aus dem Weg, damit niemand etwas merkte, und als am Morgen die Streikposten erschienen, begriffen sie erst nach einigen Minuten, daß das Schiff nicht mehr da war. Unmöglich, sagten sich alle – es war ja noch nicht mal fertig gestrichen.

Die Farbe kam in der Florida-Straße dran, und es wurde auch noch etwas wesentlich Wichtigeres geregelt. Wegener wurde von Chief Owens in den Maschinenraum gerufen, wo ein angehender Maschinist, flankiert vom Ingenieur, über Bauplänen brütete.

»Sie werden es nicht glauben, Sir«, erklärte Owens. »Sag's dem Skipper, Sonny.«

»Matrose Obrecki, Sir. Die Maschine ist falsch installiert«, sagte der.

»Wie kommen Sie darauf?« fragte Wegener.

»Sir, diese Maschine ist eigentlich kaum anders als die in unserem Traktor daheim, und an der habe ich oft geschraubt...«

»Ich glaub's Ihnen, Obrecki. Weiter.«

»Das Turbogebläse ist falsch montiert. Es stimmt zwar mit dem Plan hier überein, aber die Ölpumpe drückt das Öl verkehrt herum durch den Lader. Der Plan stimmt nicht, Sir. Da hat ein Zeichner Mist gebaut. Eigentlich soll die Ölleitung hier angeschlossen sein, aber der Zeichner hat sie auf die andere Seite des Fittings hier verlegt, und das hat anscheinend niemand gemerkt, und...«

Wegner konnte nur lachen. Er schaute Chief Owens an.
»Bis wann können Sie das zurechtbiegen?«

»Bis morgen, meint Obrecki.«

»Sir«, ließ sich Lieutenant Michelson, der Ingenieur, vernehmen. »Das ist meine Schuld. Ich hätte...« Der Lieutenant schien zu erwarten, daß ihm der Himmel auf den Kopf fiel.

»Die Lektion ist, Mr. Michelson, daß man noch nicht einmal der Bedienungsanleitung trauen darf. Kapiert?«

»Jawohl, Sir.«

»Recht so, Obrecki. Sie sind Matrose Erster Klasse, nicht wahr?«

»Jawohl, Sir.«

»Falsch. Sie sind jetzt Maschinenmaat Dritter.«

»Sir, da müßte ich aber erst eine schriftliche Prüfung ablegen...«

»Hat Obrecki Ihrer Meinung nach die Prüfung bestanden, Mr. Michelson?«

»Und ob, Sir.«

»Gut gemacht, Leute. Morgen um diese Zeit will ich drei- undzwanzig Knoten laufen.«

Und von da an war alles wie am Schnürchen gegangen. Die Maschinen sind das Herz eines Schiffes, und kein Seemann auf der ganzen Welt zieht ein langsames Schiff einem schnellen Schiff vor. Als die *Panache* fünfundzwanzig Knoten geschafft und diese Fahrt drei Stunden lang gehalten hatte, pinselten die Seeleute sorgfältiger, die Köche bereiteten die Mahlzeiten liebevoller zu, und die Techniker zogen die Bolzen

ein bißchen fester an. Ihr Schiff war kein Krüppel mehr, und bei der Crew strahlte der Stolz auf wie ein Regenbogen nach einem Sommerregen – immerhin hatte einer der ihren den Fehler gefunden. Früher als geplant kam die *Panache* im Triumph in die Küstenwachtwerft Curtis Bay gerauscht.

Sieben Wochen später wurde der Kutter in Dienst gestellt und wandte sich nach Mobile, Alabama, im Süden. Schon jetzt genoß er einen besonderen Ruf.

Drogen. Über Drogen machte sich Wegener nicht allzu viele Gedanken. Drogen waren für ihn Pharmazeutika; etwas, das man vom Arzt verschrieben bekam und nach Anweisung nahm, bis der Behälter leer war; dann warf man ihn weg. Wenn Wegener seinen Bewußtseinszustand verändern wollte, tat er das auf die traditionelle Seemannsart mit Bier oder Schnaps – wenngleich nun, da er auf die Fünzig zuing, weniger häufig. Vor Spritzen hatte er sich schon immer gefürchtet – jeder Mensch hat seine geheimen Ängste –, und die Vorstellung, daß man sich freiwillig eine Nadel in den Arm stechen könnte, hatte er schon immer seltsam gefunden. Und weißes Pulver zu schniefen –, also da kam er überhaupt nicht mehr mit. Seine Haltung reflektierte weniger Naivität als die Werte, mit denen er aufgewachsen war. Doch er wußte, daß das Problem existierte. Wie alle anderen in Uniform hatte er alle paar Monate eine Urinprobe abzuliefern, um zu beweisen, daß er keine ›kontrollierten Substanzen‹ nahm. Was die jüngeren Besatzungsmitglieder als selbstverständlich hingenahmen, empfanden Leute seiner Altersgruppe als lästige Beleidigung.

Unmittelbar gingen ihn jene Leute an, die Drogen schmuggelten. Und die höchste Priorität hatte nun ein Leuchtfleck auf seinem Radarschirm.

Der Morgen war neblig, was dem Captain recht war, auch wenn ihm der ganze Auftrag nicht paßte. Aus dem Engel der Schiffbrüchigen war nämlich mittlerweile ein Polizist geworden. Inzwischen hatte sich die Küstenwache nicht nur mit den alten Feinden Wind und Wellen, sondern auch zuneh-

mend häufiger mit Drogenschmugglern herumzuschlagen. Und auf seinem Radarschirm war gerade ein Leuchtfleck aufgetaucht.

Sie befanden sich hundert Meilen vor der mexikanischen Küste. Die Rhodes-Jacht war überfällig. Der Eigner hatte sich vor einigen Tagen gemeldet und mitgeteilt, er bleibe noch zwei Tage länger fort, doch seinem Geschäftspartner war das so merkwürdig vorgekommen, daß er sich an die Küstenwache gewandt hatte. Weitere Ermittlungen hatten ergeben, daß sich der Eigner, ein wohlhabender Geschäftsmann, nie weit von der Küste entfernte.

Die Jacht war mit neunzehn Meter Länge so groß, daß man eine Crew brauchte, aber immer noch so klein, daß zu ihrer Führung kein Kapitänspatent erforderlich war. Sie bot fünfzehn Personen und zwei Mann Besatzung Unterkunft und war zwei Millionen Dollar wert. Der Eigner, ein Baulöwe aus Mobile, war auf See relativ unerfahren und daher vorsichtig. Klug von ihm, dachte Wegener. Zu schlau also, um sich so weit von der Küste zu entfernen. Ein Patrouillenflugzeug hatte die Jacht am Vortag ausgemacht, aber nicht versucht, Kontakt mit ihr aufzunehmen. Der Bezirkskommandeur hatte entschieden, daß hier etwas nicht stimmte. *Panache* war der nächste Kutter, und Wegener hatte den Auftrag bekommen, nach dem Rechten zu sehen.

»Sechzehntausend Yard, Kurs null-sieben-eins«, meldete Chief Oreza vom Radargerät. »Fahrt zwölf Knoten. Auf Mobile hält der nicht zu, Käpt'n.«

»Der Nebel wird sich in einer guten Stunde auflösen«, entschied Wegener. »Fangen wir ihn jetzt ab. Kurs, Chief?«

»Eins-sechs-fünf, Sir.«

»Das ist dann unser Kurs. Wenn sich der Nebel hält, nehmen wir eine Änderung vor, wenn wir bis auf zwei oder drei Meilen herangekommen sind; dann setzen wir uns in sein Kielwasser.«

Ensign O'Neil gab dem Rudergänger die entsprechenden Anweisungen. Wegener trat an den Kartentisch.

»Was meinen Sie, wo er hinwill, Portagee?«

Der Obersteuermannsmaat zeichnete den Kurs fort, der zu

keinem bestimmten Ziel zu führen schien. »Hm, er macht seine wirtschaftlichste Fahrt ... einen Hafen im Golf läuft er wohl kaum an.« Der Captain griff nach einem Stechzirkel und ließ ihn über die Seekarte marschieren.

»Die Jacht hat Treibstoff an Bord für ...« Wegener runzelte die Stirn. »Sagen wir, er hat im letzten Hafen nachgebunkert. Bis zu den Bahamas schafft er es dann mit Leichtigkeit. Dort nimmt er neuen Treibstoff an Bord, und dann ist für ihn jeder Ort an der Ostküste erreichbar.«

»Also Cowboys«, meinte O'Neil. »Seit langer Zeit mal wieder einer.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Sir, wenn ich eine so große Jacht hätte, würde ich nicht so wie er ohne Radar durch den Nebel fahren.«

»Hoffentlich liegen Sie da falsch«, sagte der Captain. »Nun, in einer Stunde wissen wir Bescheid.« Er schaute wieder hinaus in den Nebel. Die Sichtweite betrug keine zweihundert Meter. Dann beugte er sich über das Radargerät, dachte eine Minute lang nach und schaltete das Gerät von »aktiv« auf »bereit«. Bei der Küstenwache hieß es, die Drogenschmuggler verfügten inzwischen über ESM-Geräte, die sie vor Radar-emissionen warnten.

»Wenn wir bis auf vier Meilen herangekommen sind, schalten wir es wieder ein.«

»Aye, Captain.« Der Ensign nickte.

Wegener machte es sich auf seinem Sessel bequem und holte die Pfeife aus der Tasche. Inzwischen stopfte er sie immer seltener, aber sie gehörte zu dem Image, das er sich aufgebaut hatte. Wenige Minuten später war auf der Brücke wieder alles normal. Oreza brachte sein berühmtes Gebräu in einem Becher, wie er bei der Küstenwache benutzt wird – unten breit und mit Gummiboden für sicheren Stand bei starkem Seegang, oben eng, um das Überschwappen zu verhindern.

»Danke, Chief«, sagte Wegener und nahm den Becher.

»Eine Stunde noch, schätze ich.«

»Schätze ich auch«, stimmte Wegener zu. »Um sieben Uhr fünfundvierzig gehen wir auf Gefechtsstation. Wer hat Wache?«

»Mr. Wilcox, Kramer, Abel, Dowd und Obrecki.«

»Hat Obrecki so etwas schon einmal gemacht?«

»Er ist auf einer Farm aufgewachsen und kann mit einem Gewehr umgehen, Sir. Riley hat ihn geprüft.«

»Lassen Sie Kramer von Riley ablösen.«

»Stimmt etwas nicht, Sir?«

»Ich habe ein ungutes Gefühl«, meinte Wegener.

Oreza holte Riley, und dann besprach sich der Captain auf der Brückennock mit den beiden Chiefs.

Die *Panache* rauschte mit voller Kraft durch die Wogen. Das Schiff war auf dreiundzwanzig Knoten ausgelegt, schaffte aber bei leichtem Seegang und mit frisch gestrichenem, von Ablagerungen freiem Rumpf gelegentlich fünfundzwanzig. Nun aber lief es gerade einmal knapp zweiundzwanzig Knoten, obwohl die Turbolader Luft in die Diesel drückten. Dabei stampfte es schwer; die Brückenbesatzung kompensierte die Bewegungen durch breitbeiniges Stehen. Der Nebel ließ die Scheiben beschlagen. Ensign O'Neil schaltete die Wischer ein, trat dann wieder hinaus auf die Nock und starrte hinaus in den Nebel. Fahren ohne Radar war ihm unangenehm. O'Neil lauschte, hörte aber nur das gedämpfte Grollen der eigenen Maschinen. Er schaute noch einmal nach achtern und ging dann zurück ins Ruderhaus.

»Kein Nebelhorn zu hören«, verkündete er. »Der Nebel löst sich auf.« Der Captain nickte.

»Noch eine Stunde, dann ist es klar. Heute wird's heiß. Ist der Wetterbericht schon durchgekommen?«

»Heute abend soll es Gewitter geben; das ist die Störungfront, die um Mitternacht über Dallas lag.«

»Danke.« Wegener erhob sich und ging ans Radargerät. »Alles klar, Chief?«

»Jawohl, Sir.«

Wegener aktivierte das Gerät und beugte sich dann über die Gummihaube. »Gut kalkuliert, Chief. Kontakt in Richtung eins-sechs-null, Distanz sechstausend. Mr. O'Neil, gehen Sie auf eins-acht-fünf. Oreza, berechnen Sie, bis wann wir sein Kielwasser erreichen.«

»Aye, wird gemacht.«

Wegener schaltete das Radar ab und richtete sich auf. »Auf Gefechtsstation.«

Wie geplant kam der Alarm nach dem Frühstück. Die Männer wußten natürlich schon Bescheid, und die Entermannschaft stand bewaffnet am Schlauchboot. Im Vorschiff trat eine Geschützbedienung an eine alte schwedische 40-mm-Kanone. Hinter der Brücke zog ein Matrose die Kunststoffpersenning von einem ebenfalls betagten Maschinengewehr M-2.

»Empfehle Kursänderung nach Backbord, Sir«, sagte Chief Oreza.

Der Captain schaltete wieder das Radar ein. »Gehen Sie auf null-sieben-null. Distanz zum Ziel nun drei-fünf-null-null.«

Der Nebel wurde dünner. Die Sichtweite betrug jetzt rund fünfhundert Meter. Auf der Brücke versammelte sich die Gefechtswache. In zwanzig Meilen Entfernung war ein neuer Kontakt aufgetaucht, vermutlich ein Tanker, der auf Galveston zuhielt. Seine Position wurde routinemäßig eingezeichnet.

»Distanz zum Ziel zweitausend Yard; Richtung konstant null-sieben-null. Kurs und Fahrt des Ziels unverändert.«

»Dann sollte er in ungefähr fünf Minuten in Sicht kommen.« Wegener schaute sich im Ruderhaus um. Seine Offiziere sahen durch Ferngläser; eine überflüssige Anstrengung, aber das wußten sie noch nicht. Er trat hinaus auf die Steuerbordnock und schaute nach achtern zur Bootsstation. Lieutenant Wilcox gab ihm durch ein Zeichen mit dem Daumen zu verstehen, daß alles in Ordnung war. Chief Riley nickte bestätigend. An der Winsch stand ein erfahrener Maat. Bei diesem Seegang war das Aussetzen des Schlauchboots zwar keine komplizierte Angelegenheit, aber die See hatte immer Überraschungen in petto. Der Lauf der M-2 wurde sicherheitshalber gen Himmel gerichtet. Links an ihr hing ein Kasten Munition. Vom Vorschiff kam ein metallisches Klacken, als ein Geschöß in die 40-mm-Kanone eingelegt wurde.

Früher gingen wir längsseits, um Hilfe zu leisten, dachte Wegener. Heute laden wir ... verfluchte Drogen.

»Ich sehe ihn«, sagte ein Ausguck.

Wegener schaute voraus. Im Nebel war die weiße Jacht nur schwer auszumachen, doch dann kam gleich darauf ihr kantiges Heck deutlich in Sicht. Nun griff er nach dem Fernglas und las ihren Namen: *Empire Builder*. Das war sie also. Keine Flagge am Heck, aber das war nicht ungewöhnlich. Bisher konnte er noch keine Menschen an Bord sehen. Die Jacht setzte ihre Fahrt unbeirrt fort. Deshalb hatte er sich von achtern genähert. Solange Männer zur See fuhren, achtete kein Ausguck auf das, was achtern lag.

»Dem steht eine Überraschung bevor«, sagte O'Neil und trat neben den Captain.

»Seine Radarantenne dreht sich nicht«, meinte Wegener. »Vielleicht ist sie ausgefallen.«

»Hier ist das Foto des Eigners, Sir.«

Der Captain sah es sich nun zum ersten Mal an. Der Eigner war Mitte vierzig und mußte spät geheiratet haben, denn er hatte außer seiner Frau noch zwei Kinder an Bord, acht und dreizehn Jahre alt. Auf dem Bild sah er einen massigen, kahlköpfigen Mann von über einsneunzig. Wegener setzte das Fernglas wieder an.

»Das wird zu knapp«, merkte er an. »Etwas nach Backbord halten, Mister.«

»Aye, aye, Sir.« O'Neil ging zurück ins Ruderhaus.

Idioten, dachte Wegener. *Müßtet uns doch schon längst gehört haben*. Nun, dafür konnte gesorgt werden. Er steckte den Kopf ins Ruderhaus. »Weckt mir die mal auf!«

Auf halber Höhe am Mast der *Panache* war eine große Polzeisirene angebracht, bei deren Geheul der Captain fast zusammengefahren wäre. Der gewünschte Effekt wurde erzielt: Ehe Wegener bis auf drei zählen konnte, erschien ein Kopf im Fenster des Ruderhauses der Jacht. Der Eigner war es jedoch nicht. Die Jacht begann scharf nach rechts abzdrehen.

»Schwachkopf!« grollte der Captain. »Scharf heranfahren!« befahl er dann.

Auch der Kutter wandte sich nun nach rechts. Das Heck der Jacht senkte sich zwar tiefer ins Wasser, als die Leistung gesteigert wurde, aber sie hatte gegen die *Panache* keine Chance. Zwei Minuten später lag der Kutter quer vor der Jacht, die

noch immer zu entkommen versuchte. Für den Einsatz der schwedischen Kanone war die Distanz zu gering. Wegener ließ der *Empire Builder* eine MG-Salve vor den Bug setzen und ging dann ins Ruderhaus, um die Jacht über die Lautsprecheranlage anzurufen.

»Hier ist die US-Küstenwache. Drehen Sie sofort bei. Es kommt ein Enterkommando an Bord.«

Die Jacht wandte sich wieder nach links, änderte ihre Geschwindigkeit aber nicht. Dann erschien ein Mann im Heck und setzte eine Flagge – die von Panama, wie Wegener erheuert feststellte. Als nächstes würde man wohl über Funk mitteilen, die US-Küstenwache sei zum Entern eines panamaischen Schiffes nicht befugt. Hier hatte der Spaß für Wegener ein Ende.

»*Empire Builder*, hier ist die US-Küstenwache. Sie fahren unter amerikanischer Flagge und werden jetzt geentert. Drehen Sie sofort bei!«

Nun folgte man. Wegener ging hinaus und gab dem Enterkommando einen Wink. Als er sich aller Aufmerksamkeit sicher war, machte er eine Bewegung, als spannte er eine automatische Pistole, und gab der Mannschaft so zu verstehen, sie solle vorsichtig sein. Riley klopfte zweimal auf sein Halfter: Die Crew ist nicht auf den Kopf gefallen, sollte das heißen. Das Schlauchboot wurde zu Wasser gelassen. Der nächste Ruf über Lautsprecher befahl die Besatzung der Jacht an Deck. Zwei Männer kamen heraus. Keiner sah so aus wie der Eigner. Das MG des Kutters zielte so steil auf sie, wie das Schlingern es zuließ. Nun wurde es heikel. *Panache* konnte ihr Enterkommando nur schützen, indem sie zuerst feuerte, aber das war nicht erlaubt. Noch hatte die Küstenwache beim Entern keinen Mann verloren.

Wegener hielt das Fernglas auf die beiden Männer gerichtet, während das Schlauchboot hinüberfuhr. Ein Lieutenant am MG folgte seinem Beispiel. Es waren zwar drüben keine Waffen sichtbar, doch unter einem weiten Hemd ließ sich eine Pistole leicht verstecken. Es war der reinste Wahnsinn, unter diesen Bedingungen Gegenwehr zu leisten, aber der Captain wußte, daß es auf der Welt von Irren nur so wimmelte –

schließlich hatte er dreißig Jahre damit verbracht, sie zu retten. Und jene, die er nun festnehmen mußte, waren nicht nur dumm, sondern auch gemeingefährlich.

O'Neil trat wieder an seine Seite. *Panache* lag reglos im Wasser, Maschinen im Leerlauf drehend, und schlingerte nun heftiger in Dwarseen. Wegener schaute erneut nach achtern zum MG. Der Matrose zielte ungefähr in die richtige Richtung, hielt die Daumen aber weit vom Abzug entfernt, wie es sich gehörte. Er konnte fünf leere Patronenhülsen auf dem Deck herumkullern hören und runzelte die Stirn. Das war ein Sicherheitsrisiko; er mußte die Hülsen einsammeln lassen. Wenn der Junge am MG auf einer ausrutschte und versehentlich zu feuern begann ...

Das Schlauchboot hatte nun das Heck der Jacht erreicht. Lieutenant Wilcox ging als erster an Bord und wartete dann auf die anderen. Der Bootsführer fuhr zurück, als der letzte geentert hatte, und jagte dann zum Bug der Jacht, um seine Kameraden zu decken. Wilcox ging an Backbord nach vorne, gefolgt von Obrecki. Riley drang mit seinem Mann auf der anderen Seite vor. Der Lieutenant erreichte die beiden Männer. Wegener sah, daß er mit ihnen sprach, konnte aber nichts hören.

Jemand mußte Wilcox etwas zugerufen haben, denn er schaute sich rasch um. Obrecki machte einen Schritt zur Seite und legte die Waffe an. Die beiden Männer warfen sich auf den Boden und kamen außer Sicht.

»Sieht nach einer Festnahme aus, Sir«, stellte O'Neil fest. Wegener trat ins Ruderhaus. »Funkgerät!« Ein Besatzungsmitglied warf ihm ein tragbares Motorola-Modell zu. Wegener ging auf Empfang, sagte selbst aber nichts, um seine Leute nicht abzulenken. Obrecki hielt die beiden Männer in Schach, während Wilcox ins Innere der Jacht ging. Riley mußte etwas gefunden haben.

Der Captain wandte sich an den MG-Schützen, dessen Waffe noch immer auf die Jacht zielte.

»Waffe sichern!«

»Aye!« antwortete der Matrose sofort, senkte die Hände und ließ den Lauf gen Himmel weisen. Der Offizier neben ihm

verzog peinlich berührt das Gesicht. Wieder eine Lektion gelernt. Darüber würde man in ein, zwei Stunden noch ein Wörtchen zu verlieren haben. Fehler an Geschützen durften nicht vorkommen.

Kurz darauf erschien Wilcox wieder, gefolgt von Riley. Der Bootsmann reichte dem Offizier zwei Paar Handschellen. Nachdem sie angelegt worden waren, steckte Riley die Waffe ein; es konnten also nur die beiden Männer an Bord gewesen sein.

Es knisterte im Funkgerät. »Captain, hier spricht Wilcox.«

»Ich empfangе Sie.«

»Sieht übel aus, Sir... überall Blut. Einer der beiden schrubhte gerade die Kabine aus, aber hier herrscht eine unvorstellbare Schweinerei.«

»Sind nur die beiden an Bord?«

»Jawohl. Beide in Handschellen.«

»Schauen Sie noch einmal nach«, befahl Wegener. Wilcox las die Gedanken des Captain: Er blieb bei den Festgenommenen und ließ Riley suchen. Drei Minuten später kam der Bootsmann kopfschüttelnd wieder an Deck und sah blaß aus. Wegener starrte durchs Fernglas. Bei welchem Anblick wurde ein Mann wie Bob Riley blaß? fragte er sich.

»Nur diese zwei, Sir. Keine Ausweise.«

»Gut. Ich schicke Ihnen einen Mann rüber und lasse Ihnen Obrecki da. Können Sie die Jacht in den Hafen bringen?«

»Sicher, Captain. Es ist genug Treibstoff an Bord.«

»Gegen Abend soll ein Sturm aufkommen.«

»Ich habe mir heute morgen den Wetterbericht angesehen. Kein Problem, Sir.«

»Gut, dann lassen Sie mich den Vorfall melden und die Sache organisieren. Bleiben Sie auf Empfang.«

»Roger, Sir. Ich empfehle, zur Ergänzung der Standbilder die TV-Kamera mit rüberzuschicken.«

»Gut, kommt in ein paar Minuten.«

Es dauerte eine halbe Stunde, bis man auf dem Stützpunkt der Küstenwache den weiteren Verlauf der Aktion mit FBI und der Rauschgiftbehörde DEA koordiniert hatte. In der Zwischenzeit brachte das Schlauchboot einen weiteren Matrosen

mit einer tragbaren Videokamera und einem Tonbandgerät hinüber. Ein Mitglied des Enterkommandos machte sechzig Polaroid-Aufnahmen, die Videokamera zeichnete alles auf VHS-Band auf. Die Männer der Küstenwache ließen die Maschinen der *Empire Builder* wieder an und nahmen Nordwestkurs auf Mobile, an Backbord eskortiert vom Kutter. Von oben kam endlich die Anweisung, Wilcox und Obrecki sollten die Jacht nach Mobile bringen, und ein Hubschrauber würde die beiden Festgenommenen am Nachmittag abholen – sofern das Wetter es zuließ. Zum Hubschrauber-Stützpunkt war es ein weiter Weg. Eigentlich sollte die *Panache* über einen eigenen Helikopter verfügen, aber dazu fehlten der Küstenwache die Mittel. Ein dritter Matrose kam auf die Jacht, und dann wurden die beiden Gefangenen auf die *Panache* geholt.

Chief Riley führte die beiden nach achtern. Wegener sah mit an, wie Riley sie praktisch in das Schlauchboot warf. Fünf Minuten später wurde es wieder an Bord gewünscht. Die Jacht wandte sich nach Nordwesten, und der Kutter drehte ab, um seine Patrouillenfahrt fortzusetzen. Als erstes Mitglied des Enterkommandos kam der Mann an Bord, der die Polaroid-Aufnahmen gemacht hatte. Er reichte Wegener sechs Farbbilder.

»Der Chief hat Beweismaterial gesammelt, Sir. Es sieht noch schlimmer aus als auf den Bildern. Warten Sie nur, bis Sie das Videoband sehen.«

Wegener gab ihm die Aufnahmen zurück. »Gut – kommt alles in den Asservatenschrank. Gehen Sie jetzt zurück zu den anderen. Myers soll eine neue Leerkassette ins Videogerät einlegen, und dann wird jeder vor der Kamera berichten, was er gesehen hat. Erledigen wir das alles nach Vorschrift.«

»Jawohl, Sir!«

Kurz darauf erschien Riley. Robert Timothy Riley war das Urbild des Bootsmanns: einsfüfundneunzig groß, über hundert Kilo schwer, haarige Arme wie ein Gorilla, mächtiger Bierbauch und ein Organ, das einen Wintersturm übertönen könnte. In der mächtigen Rechten hielt er zwei Klarsichtbeutel. Seine Miene verriet, daß nun der Schock dem Zorn zu weichen begann.

»Das reinste Schlachthaus, Sir. Überall Blut.« Er hob einen Beutel. »Der Kleine war gerade beim Saubermachen. Im Abfalleimer in der Kajüte lag ein halbes Dutzend Patronenhülsen. Diese beiden lagen auf dem Teppich. Zwei Pistolen ließ ich an Bord. Aber es kommt noch schlimmer.«

Der nächste Beutel enthielt ein kleines gerahmtes Foto, das wohl den Eigner der Jacht und seine Familie darstellte. In einem weiteren Beutel lag ...

»Hab' ich unterm Tisch gefunden. Also auch noch Vergewaltigung. Hatte wohl ihre Tage, aber das hielt sie auch nicht ab. Vielleicht nur die Frau, vielleicht auch das Mädchen. In der Kombüse liegen blutige Fleischmesser herum. Ich vermute, daß sie die Leichen zerteilt und über Bord geworfen haben. Diese vier Menschen sind jetzt Haifischfutter.«

»Drogen?«

»Rund zwanzig Kilo weißes Pulver im Mannschaftsquartier. Marihuana ist auch da, aber das war wohl für den persönlichen Bedarf bestimmt.« Riley zuckte die Achseln. »Hab' mir erst gar nicht die Mühe gemacht, das Zeug zu testen. Das ist eindeutig Piraterie und Mord. Im Deck habe ich einen Einschuß gesehen. Red, so etwas habe ich mein ganzes Leben noch nicht erlebt. Wie im Horrorfilm, bloß schlimmer.« Er seufzte.

»Was wissen wir über die Festgenommenen?«

»Nichts. Bisher haben die nur gegrunzt. Ausweise hatten sie keine dabei, und ich wollte auch nicht erst lange nach Pässen suchen. Überlassen wir das den Fachleuten von der Polizei. Das Ruderhaus ist sauber. Eine Toilette auch. Mr. Wilcox wird sie ohne Schwierigkeiten zurückbringen können, und ich habe auch gehört, wie er Obrecki und Braun einschärfte, ja nichts anzufassen. Wenn das Wetter hält, ist er bis Mitternacht in Mobile. Hübsches Boot.«

»Bringen Sie die Kerle hoch«, sagte Wegener einen Augenblick darauf.

»Aye, aye.« Riley ging nach achtern.

Wegener stopfte seine Pfeife und mußte dann überlegen, wo die Streichhölzer lagen. Die Welt hatte sich auf eine Weise verändert, die Wegener nicht gefiel. Er hatte sein Leben der

Rettung Schiffbrüchiger gewidmet und fühlte sich wohl in der Rolle des Engels mit dem weißen Boot. Doch nun fraßen die Haie vier Menschen, die er hätte retten können ... vier Menschen, die vergessen hatten, daß es Haie nicht nur im Meer gab. Tja, und da hat sich etwas geändert, dachte Wegener und schüttelte den Kopf. Es gab wieder Piraten. Piraterie hatte es in seiner Jugend nur in Filmen mit Errol Flynn gegeben.

»Stellt euch ordentlich hin!« fauchte Riley. Er hatte beide an den Armen gepackt. Beide trugen noch Handschellen. Vorsorglich war Chief Oreza mitgekommen.

Beide waren Mitte zwanzig und dürr. Einer war groß und benahm sich arrogant, was dem Captain seltsam vorkam. Wußte er denn nicht, in welcher Lage er sich befand? Der junge Mann starrte Wegener, der ungerührt seine Pfeife rauchte, finster an. Sein Blick kam dem Captain merkwürdig vor.

»Wie heißen Sie?« fragte Wegener. Keine Antwort. »Sie müssen mir Ihren Namen sagen«, erklärte Wegener ruhig.

Dann geschah etwas Unglaubliches. Der Große spuckte Wegener aufs Hemd. Eine ganze Weile lang wollte der Captain nicht glauben, was da geschehen war, und sein Gesicht verriet noch nicht einmal Überraschung. Dann aber reagierte Riley auf die Beleidigung.

»Scheißkerl!« Der Bootsmann schnappte sich den Gefangenen, wirbelte ihn in der Luft herum wie eine Stoffpuppe und schleuderte ihn auf die Brückenreling. Der junge Mann landete bäuchlings darauf, und einen Augenblick lang sah es so aus, als wollte er auseinanderbrechen. Er keuchte und zapelte mit den Beinen, um nicht ins Wasser zu fallen.

»Himmel noch mal, Bob!« brachte Wegener heraus, als der Bootsmann sich den Mann wieder schnappte. »Lassen Sie ihn los!«

Immerhin war es Riley gelungen, dem Mann die Arroganz auszutreiben. Er ließ ihn auf Deck fallen, und der Pirat würgte und rang nach Luft, während Riley, nicht minder blaß, die Selbstbeherrschung zurückgewann.

»Tut mir leid, Captain, bei mir ist wohl eine Sicherung

durchgebrannt.« Der Bootsmann entschuldigte sich offensichtlich nur, weil er seinen kommandierenden Offizier in Verlegenheit gebracht hatte.

»Einsperren«, befahl Wegener. Riley führte die beiden nach achtern.

»Verdammt noch mal«, bemerkte Oreza leise, zog sein Taschentuch heraus und wischte seinem Captain das Hemd ab. »Wo sind wir hingekommen?«

»Weiß ich auch nicht, Portagee. Um das zu verstehen, sind wir wohl beide zu alt.« Wegener fand endlich seine Streichhölzer und steckte seine Pfeife an. Dann starrte er erst lange hinaus auf See, bis er die rechten Worte fand. »Als ich anmusterte, wies mich ein alter Chief ein, der gerne Geschichten aus der Zeit der Prohibition erzählte. Aber so grausam wie das hier waren die nicht – bei ihm klang es so, als wäre das Ganze nur ein spannendes Katz-und-Maus-Spiel gewesen.«

»Vielleicht waren die Menschen damals zivilisierter«, erwog Oreza.

»Es lag wohl eher daran, daß Schnaps – im Wert von einer Million – nicht in ein Motorboot paßte. Haben Sie mal im Fernsehen ›Die Unberührbaren‹ gesehen? Damals waren die Bandenkriege genauso brutal wie heute, vielleicht sogar noch schlimmer. Ach, ich weiß nicht. Fest steht, daß ich nicht zur Küstenwache gegangen bin, um mich als Polizist zu betätigen, Chief.«

»Ich auch nicht, Captain.« Oreza grunzte. »Wir sind im Dienst alt geworden, und die Welt hat sich dabei verändert. Aber es gibt eine Sache, der ich ganz besonders nachtrauere.«

»Was wäre das, Portagee?«

Der Chief wandte sich um und schaute seinen Kapitän an. »Etwas, auf das ich vor ein paar Jahren in New London gestoßen bin. Ich nahm Kurse, wenn ich nichts Besseres zu tun hatte. Wenn man in der guten alten Zeit Piraten erwischte, hatte man die Möglichkeit, sie auf der Stelle vor ein Kriegsgericht zu stellen und die Angelegenheit sofort zu klären – und wissen Sie was? Das wirkte auch, denn die Seeräuberei kam aus der Mode.« Oreza grunzte wieder. »Deshalb gab man die Praxis wohl auch auf.«

»So etwas geht heute nicht mehr. Wir leben in einer zivilisierten Gesellschaft.«

»Von wegen zivilisiert.« Oreza öffnete die Tür zum Ruderhaus. »Ich hab' die Bilder von der Jacht gesehen.«

Wegener stellte fest, daß seine Pfeife ausgegangen war, zündete sie wieder an und wollte das Streichholz über Bord werfen. Doch ein Windstoß erfaßte es und wehte es aufs Deck. Wirst langsam alt, dachte Wegener und bückte sich, um es aufzuheben.

Halb im Speigatt lag eine Packung Zigaretten. Wegener hielt fanatisch auf Reinschiff und wollte gerade den vermeintlichen Übeltäter anschnauzen, als er merkte, daß die Packung nicht von seiner Mannschaft stammen konnte; es war nämlich eine südamerikanische Ware. Aus schlichter Neugier öffnete er die Packung.

Seltsam, richtige Zigaretten aus Tabak enthielt sie nicht, sondern Grasjoints. Der Captain mußte lächeln. Ein schlauer Geschäftsmann war auf die Idee gekommen, Marihuanazigaretten auf diese Weise zu tarnen. Die Packung mußte dem Piraten aus der Brusttasche gefallen sein, als er von Riley in die Mangel genommen worden war. Wegener schloß die Packung, steckte sie ein und nahm sich vor, sie bei nächster Gelegenheit in den Asservatenschrank zu legen. Oreza kehrte zurück.

»Die neueste Wettervorhersage. Die Gewitterfront wird spätestens um einundzwanzig Uhr hier sein. Es muß mit Böen von mindestens vierzig Knoten gerechnet werden.«

»Stellt das ein Problem für Wilcox und die Jacht dar?« Noch war Zeit, ihn zurückzurufen.

»Wohl kaum, Sir. Wilcox ist nach Süden gefahren. Von Tennessee zieht ein Hoch heran. Mr. Wilcox wird eine glatte Fahrt haben, aber für den Hubschrauber sieht es unangenehm aus. Der soll erst um achtzehn Uhr bei uns eintreffen und müßte auf dem Rückflug durch die Front.«

»Wie sieht es morgen aus?«

»Bei Tagesanbruch soll es aufklaren, und dann setzt sich der Hochdruckeinfluß durch. Heute nacht wird's grobe See geben, doch dann stehen uns vier Tage gutes Wetter bevor.«

Wegener nickte. »Weisen Sie Mobile an, den Hubschrauber erst morgen um die Mittagszeit zu schicken.«

»Aye, aye, Captain. Wozu einen Hubschrauber riskieren, um dieses Gesocks zu transportieren?«

»Ganz meine Meinung, Portagee. Sorgen Sie dafür, daß Wilcox verständigt wird, falls dieses Tief den Kurs ändert.« Wegener schaute auf die Uhr. »Zeit, daß ich mich um den Papierkrieg kümmere.«

»Scheint heute viel zu tun zu geben, Red.«

»Wohl wahr.«

Wegeners Kajüte war die geräumigste an Bord und auch die einzige Privatunterkunft, denn Ungestörtheit und Einsamkeit gehören zu dem Luxus, den man einem Kapitän gestattet.

Doch die *Panache* war kein Kreuzer, und Wegeners Kajüte war kaum mehr als zehn Quadratmeter groß, verfügte aber über eine private Toilette; auf einem Schiff etwas, für das sich ein Kampf lohnt. Im Lauf seiner Karriere hatte Wegener schon immer nach Kräften versucht, sich vor Schreibtischarbeit zu drücken. Sein Erster Offizier war ein heller junger Lieutenant, dem er alles zuschob, was er vor seinem Gewissen verantworten konnte. Übrig blieben so zwei bis drei Stunden am Tag, und der Captain ging mit der Begeisterung eines Mannes, der zur Hinrichtung geführt wird, an die Arbeit. Eine halbe Stunde später merkte er, daß ihm die Sache noch schwerer fiel als gewöhnlich. Die Morde wollten ihm nicht aus dem Sinn. Mord auf hoher See, dachte er und schaute aus dem Bullauge. Ganz ungewöhnlich war das nicht; er hatte im Lauf seiner dreißigjährigen Dienstzeit von einigen solchen Fällen gehört, aber nie direkt mit einem zu tun gehabt. Es war zum Beispiel einmal vor der Küste von Oregon ein Matrose Amok gelaufen und hätte beinahe einen Maat getötet – wie sich später herausstellte, litt der arme Teufel unter einem Gehirntumor, an dem er dann starb. Die *Point Gabriel* war ausgelaufen, um den Mann abzuholen. Weiter reichte Wegeners Erfahrung mit Gewalt auf hoher See nicht. Zumindest mit von Menschen ausgeübter Gewalt. Die See war schon gefährlich und gewalt-

tätig genug. Der Gedanke ließ ihm keine Ruhe und plagte ihn wie ein Ohrwurm. Er versuchte, wieder an die Arbeit zu gehen, konnte sich aber nicht konzentrieren.

Wegener runzelte die Stirn und ärgerte sich über seine Unentschlossenheit. Ob der Papierkrieg ihm nun schmeckte oder nicht, er gehörte zu seinem Job. Er steckte seine Pfeife wieder an und hoffte, daß dies seine Konzentration verbessern würde. Aber auch das funktionierte nicht. Der Captain stieß eine Verwünschung aus und holte sich ein Glas Wasser. Die Papierstöße warteten immer noch. Er schaute in den Spiegel und stellte fest, daß er eine Rasur nötig hatte. Am Schreibtisch tat sich nichts.

»Red, du wirst alt«, sagte er zu seinem Spiegelbild. »Alt und senil.«

Er entschied sich für eine Rasur und erledigte das auf die altmodische Weise mit Seife und Pinsel; seine einzige Konzession an die moderne Zeit stellte der Rasierapparat dar. Er hatte sein Gesicht eingeschaumt und zur Hälfte rasiert, als jemand anklopfte.

»Herein!« Chief Riley stand in der Tür.

»Verzeihung, Captain, ich wußte nicht . . .«

»Macht nichts. Was gibt's, Bob?«

»Sir, die Rohfassung der Enterprotokolle liegt vor, und ich dachte mir, Sie wollten sie sich ansehen. Wir haben alle Aussagen auf Audio- und Videoband. Das Original liegt wie befohlen zusammen mit den anderen Beweismitteln in einer verschlossenen Kassette im Panzerschrank fürs Geheimmaterial. Ich habe Ihnen eine Kopie mitgebracht.«

»Gut, lassen Sie sie hier. Neuigkeiten von unseren Gästen?«

»Nein, Sir. Draußen hat es aufgeklärt.«

»Und ich sitze hier mit dem verfluchten Papierkrieg fest.«

»Ein Chief, der schafft von früh bis spät, doch des Skippers Werk ist nie vollbracht«, bemerkte Riley.

»Es ziemt sich nicht für einen Chief, seinen kommandierenden Offizier auf den Arm zu nehmen.« Wegener verkniff sich das Lachen nur, weil er den Rasierer noch am Hals hatte.

»Ich bitte den Captain um Vergebung. Und, wenn Sie gestatten, Sir, habe ich jetzt ebenfalls zu tun.«

»Der Junge, der heute an der 50 mm stand, gehört zur Decksmannschaft. Halten Sie ihm einmal einen Vortrag über Sicherheit. Heute früh nahm er die Jacht nur mit Verzögerung aus dem Visier. Aber reißen Sie ihm den Kopf nicht ganz ab«, meinte Wegener und schloß seine Rasur ab. »Mit Mr. Peterson rede ich selbst.«

»Geht nicht an, daß Männer an diesen Dingen Mist bauen. Ich nehme mir den Jungen vor, sowie ich meinen Rundgang beendet habe, Sir.«

»Ich werde mich nach dem Mittagessen auf dem Schiff umsehen. In der Nacht gibt es schweres Wetter, wie ich höre.«

»Das hat mir Portagee gesagt. Keine Sorge, ich lasse alles festzurren.«

»Bis später, Bob.«

»Aye.« Riley ging hinaus.

Wegener räumte seine Rasiersachen weg und setzte sich wieder an den Schreibtisch. Die Rohfassung des Enter- und Festnahmeprotokolls lag zuoberst auf dem Stapel. Inzwischen wurde die endgültige Fassung getippt, aber er sah sich immer gerne die erste Version an, die meist akkurater war. Wegener überflog sie und trank dabei kalten Kaffee. Die Polaroid-Fotos steckten in einer Klarsichthülle. Attraktiver waren sie nicht geworden. Und die Verwaltungsarbeit auch nicht. Er beschloß, das Videoband in seinen Recorder zu schieben und sich die Aufnahmen vor dem Mittagessen anzusehen.

Die Aufnahmequalität war alles andere als professionell. Es fällt schwer, auf einem schlingernden Schiff die Kamera ruhig zu halten, das verfügbare Licht war zu schwach gewesen, und jedesmal, wenn der Blitz der Polaroid losging, wurde der Bildschirm weiß.

Fest stand, daß an Bord der *Empire Builder* vier Menschen ums Leben gekommen waren. Übrig von ihnen waren nur Blutspuren; der Rest blieb der Phantasie überlassen. Eine Koje in der Kabine des Sohnes war am Kopfende blutgetränkt – Kopfschuß. Drei andere Gruppen von Blutlachen waren über die Hauptkajüte verteilt – den größten Raum auf der Jacht. Drei Blutlachen, zwei dicht beisammen, die dritte etwas entfernt. Der Mann hatte eine attraktive Frau und eine dreizehn-

jährige Tochter gehabt ... man hatte ihn gezwungen zuzusehen.

»Diese Schweine«, stieß Wegener hervor. So mußte es gewesen sein. Sie ließen ihn zuschauen, brachten sie dann alle miteinander um ... zerhackten die Leichen und warfen sie über Bord.

Geschöpfe der Nacht

J. T. Williams, auf diesen Namen war sein Paß ausgestellt, aber er besaß mehrere Pässe. Im Augenblick tarnte er sich als Vertreter eines amerikanischen Pharma-Betriebes und war in der Lage, einen längeren Vortrag über synthetische Antibiotika zu halten. Ähnlich hatte er auch die Fähigkeit, sich als Reisender der Baumaschinenfabrik Caterpillar über alle Einzelheiten schweren Erdbewegungsgeräts auszulassen; darüber hinaus verfügte er über zwei weitere ›Legenden‹, in die er so rasch schlüpfen konnte wie in seine Kleider. Williams hieß er natürlich nicht. Beim Direktorat Operationen der CIA war er als Clark bekannt, obwohl auch das nicht sein richtiger Name war, wenngleich er unter diesem lebte und seine Kinder großzog. Vorwiegend betätigte er sich an der Agentenschule der CIA, auch die ›Farm‹ genannt, als Ausbilder, doch als Lehrer trat er hauptsächlich auf, weil er sich auf sein Metier verstand, und aus diesem Grund kehrte er auch häufig ins ›Feld‹, den Außendienst, zurück.

Clark war ein kräftig gebauter Mann von einsneunzig, mit dichtem schwarzem Haar, einem markanten Kinn und blauen Augen, die je nach Bedarf heiter zwinkern oder gefährlich funkeln konnten. Clark war zwar über vierzig, aber bei ihm fehlte der Bauchansatz, der mit Arbeit am Schreibtisch einhergeht, und seine Schultern sprachen Bände über sein Trainingsprogramm. Alles nicht so ungewöhnlich in einer fitneßbesessenen Zeit, bis auf eine Ausnahme: An seinem Unterarm war ein grinsender roter Seelöwe eintätowiert. Eigentlich hätte er das Erkennungszeichen der Marine-Kommandotruppe

›Seals‹ entfernen lassen sollen, hatte aber aus Sentimentalität auf die Operation verzichtet. Wenn er auf die Tätowierung angesprochen wurde, erklärte er wahrheitsgemäß, einmal bei der Marine gewesen zu sein, und log dann weiter, die Navy habe ihm später sein Pharmazeutik-, Maschinenbau- oder sonstiges Studium finanziert – je nach Bedarf. Clark hatte zwar keinen akademischen Grad, verfügte aber über genug Spezialwissen für ein halbes Dutzend Diplome. Der fehlende akademische Grad hätte ihn für seine Position bei der CIA disqualifizieren sollen, doch Clark verfügte über Fähigkeiten, die bei westlichen Nachrichtendiensten seltsamerweise sehr selten sind. Zwar wurden sie auch nur selten gebraucht, aber dann war das Bedürfnis sehr real, und ein hoher CIA-Beamter hatte einmal erkannt, daß es nützlich war, einen Mann wie Clark auf der Gehaltsliste zu haben.

Daß aus ihm ein sehr effektiver Außendienstoffizier – hauptsächlich für spezielle, kurze und gefährliche Jobs – geworden war, wirkte sich für die CIA nur noch günstiger aus. Clark war eine Art Legende, aber den Grund kannten in Langley nur wenige. Es gab nur einen Mr. Clark.

»Was führt Sie in unser Land, Señor Williams?« fragte der Paßbeamte höflich.

»Ich bin geschäftlich hier und möchte vor dem Rückflug noch ein bißchen angeln gehen«, erwiderte Clark auf spanisch. Sechs Sprachen beherrschte er fließend; drei davon wie ein Einheimischer.

»Ihr Spanisch ist sehr gut.«

»Danke für das Kompliment; ich bin in Costa Rica aufgewachsen«, log Clark. »Mein Vater hat dort gearbeitet.«

»Ja, das hört man. Willkommen in Kolumbien.«

Clark ging sein Gepäck holen. Die Luft hier war dünn, wie er feststellte. Da er täglich joggte, würde ihm das nicht viel ausmachen, aber er nahm sich vor, Anstrengungen zu vermeiden, bis er sich in ein paar Tagen akklimatisiert hatte. Er war zum ersten Mal in diesem Land, ahnte aber jetzt schon, daß es nicht sein letzter Besuch sein würde. Alle wichtigen Missionen begannen mit Aufklärungsarbeit, und das war sein gegenwärtiger Auftrag.

So ziemlich einmalig an Kolumbien war, daß man Feuerwaffen ohne große Umstände einführen durfte. Diesmal hatte sich Clark nicht die Mühe gemacht; beim nächsten Mal mochte das anders aussehen. Er wußte, daß er sich mit solchen Ansinnen nicht an den CIA-Stationschef wenden konnte; der ahnte ja noch nicht einmal, daß er überhaupt im Land war. Clark fragte sich, warum man den höchsten CIA-Vertreter in Kolumbien nicht einweihte, tat die Frage aber mit einem Achselzucken ab. Das ging ihn nichts an. Entscheidend war nur seine Mission.

Das Konzept ›Leichte Infanteriedivision‹ hatte die US-Armee erst vor wenigen Jahren wieder eingeführt, und es war nicht schwer gewesen, die Einheiten zusammenzustellen. Man nahm einfach einer mechanisierten Division alles mechanische Gerät ab. Übrig blieb dann ein rund 10 500 Mann starker Verband, dessen Ausrüstung noch leichter war als die einer Luftlandedivision und der daher in einem aus nur fünfhundert Flügen bestehenden Airlift transportiert werden konnte. Doch die leichten Infanteriedivisionen LID waren längst nicht so nutzlos, wie sie dem oberflächlichen Betrachter erscheinen mochten; genau das Gegenteil war der Fall.

Mit der Einrichtung der LID hatte sich die Armee auf zeitlose Grundlagen der Militärgeschichte besonnen. In diesen Einheiten zog sie sich auf altmodische Weise ihre besten Unteroffiziere heran. Brigadeführer und Divisionskommandeure waren Veteranen des Vietnamkrieges, in deren Erinnerung an diesen bitteren Konflikt auch Bewunderung für den Gegner anklang – besonders für die Begabung von Vietkong und NVA, den eigenen Mangel an Ausrüstung und Feuerkraft in einen Vorteil zu verwandeln. Warum sollten die traditionell von Ausrüstung und Feuerwaffen faszinierten Amerikaner im Feld nicht ebensoviel Geschick beweisen können wie General Gipas Soldaten? hatten sich die Denker der Army gefragt. Das Resultat ihrer Studien waren vier Elitedivisionen: die 7. in Fort Ord, Kalifornien, die 10. in Fort Drum, New York, die 25. in Schofield Barracks, Hawaii, und die 6. in Fort Wainwright im Staat Alaska. Seltsamerweise hatten alle Mühe, ihre

Unteroffiziere und Kompanieführer zu halten, aber das war von vornherein mit einkalkuliert worden. Der Dienst in einer LID ist anstrengend, und wenn die besten Männer dreißig wurden, sehnten sie sich danach, mit Hubschrauber oder Schützenpanzer ins Gefecht gebracht zu werden und vielleicht einige Zeit mit ihren jungen Familien verbringen zu können, anstatt in den Bergen herumzukraxeln. So kam es, daß die Besten, eben jene, die blieben und die harten Unteroffizierkurse absolvierten, zu den schweren Formationen versetzt wurden, die den Rest der Armee ausmachten, und Fähigkeiten mitbrachten, die sie nie ganz vergaßen. Kurz: Die LID waren Kaderschmieden, in denen sich die Armee Unteroffiziere mit außergewöhnlichen Führungsqualitäten und überdurchschnittlichen Kenntnissen des Kriegshandwerks heranzog; am Ende kam es doch immer auf ein paar Männer mit schlammigen Stiefeln und stinkenden Uniformen an, die es verstanden, sich das Gelände und die Nacht zu Verbündeten zu machen.

Ein Mann dieses Schlages war Staff Sergeant Domingo Chavez, 26, bei seinem Zug als ›Ding‹ bekannt. Er war nun schon seit neun Jahren dabei und hatte als jugendliches Mitglied einer Straßenbande in Los Angeles begonnen – mit der Erkenntnis, daß er etwas für seine unzureichende Bildung tun mußte und daß es bei den *Bandidos* keine Zukunft gab. Als ein guter Freund aus unerfindlichen Gründen von einem fahrenden Auto aus abgeknallt worden war, meldete er sich bei einem Rekrutierungsbüro der Army, nachdem die Marines ihn abgelehnt hatten. Obwohl er praktisch Analphabet war, hatte der Unteroffizier ihn sofort genommen – er mußte seine Quote erfüllen, und der Junge war bereit gewesen, zur Infanterie zu gehen.

Chavez hatte nur unklare Vorstellungen vom Militärdienst gehabt, und die entpuppten sich größtenteils als falsch. Nachdem man ihm die Haare und den Ziegenbart abrasiert hatte, erkannte er, daß Härte ohne Disziplin wertlos ist und daß die Armee keine Aufsässigkeit duldet. Nachdem er aber erkannt hatte, daß die Army eine Hierarchie mit strengen Vorschriften ist, hielt er sich an sie und wurde allmählich zu einem über-

durchschnittlichen Rekruten. Schließlich kam er aus einer Bande und verstand Kameradschaft und Teamarbeit, und es war ihm leicht genug gefallen, diese in positive Bahnen zu lenken. Am Ende der Grundausbildung war er hart und zäh wie Stahldraht und wußte fast jede Infanteriewaffe handzuhaben. Wo sonst, fragte er sich eines Tages, kriegt man eine MPi und wird fürs Ballern auch noch bezahlt?

Doch gute Soldaten werden nicht geboren, sie müssen herangezogen werden. Zuerst kam Chavez nach Korea, wo er den Gebirgskampf lernte und erkannte, wie gefährlich feindliche Banden sein können. Sicher war der Dienst in der entmilitarisierten Zone noch nie gewesen. Hier rettete Disziplin einem das Leben. In einer Regennacht waren nordkoreanische Soldaten in seinen Frontabschnitt eingedrungen und auf einen Horchposten gestoßen, auf dem zwei amerikanische Soldaten schliefen – um nie wieder aufzuwachen. Einheiten der südkoreanischen Armee hatten die Infiltratoren später abgefangen und getötet, aber es war Chavez gewesen, der die Männer aus seinem Zug mit durchgeschnittenen Kehlen hatte entdecken müssen. Soldat sein, hatte er damals entschieden, ist ein ernstes Handwerk, und das wollte er meistern. Der Vorsatz fiel erst seinem Zugführer, dann dem Lieutenant auf. Chavez hörte auf einmal beim Unterricht zu und versuchte sogar, sich Notizen zu machen. Nachdem der Lieutenant erkannt hatte, daß der junge Soldat nur lesen und schreiben konnte, was er vorher mühsam auswendig gelernt hatte, sorgte er für Hilfe. Chavez büffelte in seiner Freizeit und schaffte noch vorm Jahresende die Mittlere Reife – beim ersten Anlauf! – und wurde zum Specialist Fourth Class ernannt; eine Beförderung, die 58,50 Dollar im Monat mehr eintrug. Chavez hatte sich selbst etwas bewiesen, und er vergaß der Armee nie, daß sie ihm den Weg zum Aufstieg geebnet hatte.

Chavez, ein begeisterter Langstreckenläufer, kam zur 7. LID in Fort Ord bei Monterey an der kalifornischen Küste. Das Übungsgelände der 7., die Hunter-Liggett Military Reservation auf der ehemaligen Ranch des Pressemagnaten Hearst, ist in nassen Wintern ein herrlich grünes Gebirge, im kalifornischen Sommer aber eine verbrannte Mondlandschaft mit stei-

len, kahlen Höhen, verkrüppelten Bäumen und Gras, das unter den Sohlen zu Staub zerkrümelt. Chavez wurde sofort auf einen zweiwöchigen Schulungskurs geschickt und kam zur Ranger School in Fort Benning, Georgia. Als er von diesem härtesten aller Armeekurse nach Fort Ord zurückkehrte, war er zäher und selbstsicherer als je zuvor und bekam einen Zug junger Rekruten zugeteilt. Nun sollte sich auszahlen, was die Army in den jungen Sergeant investiert hatte; nun sollte er beweisen, daß er sich zum Führer eigne und sein Können weitervermitteln konnte. Chavez übernahm in seinem Zug das Kommando wie ein Stiefvater, der sich mit einer großen, undisziplinierten Familie konfrontiert sieht: Er war entschlossen, aus diesem Haufen etwas zu machen.

In Fort Ord lernte er auch die Kunst der Infanterietaktik. Als Mitglied der 3. Kompanie des 3. Bataillons des 17. Infanterieregiments, dessen etwas ambitioniertes Motto ›Ninja! Die Nacht ist unser!‹, lautete, zog Chavez mit Tarnfarbe im Gesicht ins Feld – bei der 7. sind selbst die Hubschrauberpiloten so getarnt – und lernte bei der Ausbildung seiner Männer sein Handwerk ganz. Mehr noch, er lernte die Nacht zu lieben. Chavez und seine Männer bewegten sich so leise wie eine flüsternde Brise. Der Zweck einer solchen Unternehmung waren meist Überfälle, Hinterhalte, Infiltration und Aufklärung. Da sich seine leichtbewaffnete Einheit einer schweren Formation nicht stellen konnte, waren ihre eigentlichen Waffen Verstehlheit und Überraschung: Sie erschienen, wo sie am wenigsten erwartet wurden, schlugen im Kampf Mann gegen Mann brutal zu und verschwanden dann in der Dunkelheit, ehe die andere Seite reagieren konnte.

»He, Ding!« rief der Zugführer. »Der Lieutenant will dich sprechen!« Der Tag war erst zwei Stunden alt, die Übung lief nun schon neun Tage, und selbst Chavez spürte sie in den Knochen. Bist halt keine siebzehn mehr, sagten ihm seine Beine zu seiner Erheiterung, als er aufstand.

Wenigstens war es der letzte Job dieser Art bei den Ninjas. Er wurde versetzt und sollte in Fort Benning in Georgia die Schule für Ausbilder besuchen. Darauf war Chavez ungemein stolz. Bei der Army hielt man so viel von ihm, daß man ihn zu

einem Vorbild für junge Rekruten machen wollte. Der Sergeant erhob sich, doch ehe er hinüber zu dem Lieutenant ging, griff er in die Tasche und holte einen Wurfstern heraus. Seit der Colonel begonnen hatte, seine Männer als Ninjas zu bezeichnen, gehörten die häßlichen kleinen Stahlprojekte bei ihnen zur Grundausrüstung, was die höheren Ränge etwas konsternierend fanden. Doch wer etwas leistet, bekommt immer einiges nachgesehen, und in diese Kategorie fiel Chavez. Er schleuderte den Stern mit einem lässigen Schnicken des Handgelenks auf einen fünf Meter entfernten Baum, und ein Zacken bohrte sich einen Zoll tief ins Holz. Auf dem Weg zu seinem Vorgesetzten zog Chavez die Waffe wieder heraus.

»Jawohl, Sir!« rief Chavez und nahm Haltung an.

»Rühren, Sergeant«, sagte Lieutenant Jackson. Er saß am Boden an einen Baum gelehnt, um seine mit Blasen bedeckten Füße auszuruhen. Der dreiundzwanzigjährige Absolvent der Militärakademie West Point lernte langsam, wie hart es sein konnte, mit den Soldaten, die er führen sollte, Schritt zu halten. »Sie werden im Hauptquartier verlangt. Hat etwas mit Ihrer Versetzung zu tun. Sie können mit dem nächsten Versorgungsflug rüber. Der Hubschrauber kommt in einer Stunde. Übrigens haben Sie vergangene Nacht gute Arbeit geleistet. Schade, daß wir Sie verlieren, Ding.«

»Danke, Sir.« Jackson war nicht übel für einen jungen Offizier. Grün natürlich, aber er gab sich Mühe und lernte schnell. Er grüßte den jüngeren Mann zackig.

»Passen Sie gut auf sich auf, Sergeant.« Jackson erhob sich und erwiderte den Salut.

»Die Nacht ist unser, Sir!« rief Chavez, wie es sich für einen Ninja vom 3. Bataillon des 17. Regiments gehörte. Zwanzig Minuten später bestieg er einen Sikorsky UH-60A Blackhawk, der ihn nach Fort Ord brachte. Dort stellte er sich unter die Dusche, entfernte Salz und »Kriegsbemalung«, warf sich in seinen besten BDU-Camouflage-Anzug und meldete sich bei einem anderen Staff Sergeant, der wegen eines gebrochenen Beins Schreibstubendienst hatte.

»Worum geht's, Charlie?« fragte er.

»Keine Ahnung, Ding. Ein Colonel will dich sprechen, mehr weiß ich auch nicht. Er wartet schon im Konferenzzimmer im ersten Stock.«

»Verdammt, 'nen Haarschnitt hätte ich auch nötig«, murmelte Chavez auf der Holzterasse. Auch seine Stiefel sahen nicht gerade perfekt aus. Schöner Aufzug, um vor einem Colonel anzutreten, dachte er, aber man hätte mich ja vorwarnen können. Das war eine der angenehmen Seiten der Army: Die Vorschriften galten für jeden. Er klopfte an die entsprechende Tür und war zu müde, um sich groß um sein Äußeres zu scheren. Seine Versetzung nach Fort Benning stand fest; schon begann er, Spekulationen über die Mädchen von Georgia anzustellen. Mit seiner bisherigen festen Freundin hatte er gerade Schluß gemacht.

»Herein!« dröhnte eine Stimme.

Der Colonel saß hinter einem billigen hölzernen Schreibtisch. Er trug einen schwarzen Pullover und ein hellgrünes Hemd, und auf einem Namensschild an seiner Brust stand SMITH. Ding nahm Haltung an.

»Staff Sergeant Domingo Chavez wie befohlen zur Stelle, Sir.«

»Schön, nehmen Sie Platz, Sergeant. Ich weiß, daß Sie schon eine Weile auf den Beinen sind. In der Ecke steht Kaffee.«

»Danke, Sir.« Chavez setzte sich und entspannte sich ein wenig, bis er seine Personalakte auf dem Tisch liegen sah. Colonel Smith ergriff sie und schlug sie auf. Wenn jemand in der Personalakte herumfuhrwerkte, hatte das meist nichts Gutes zu bedeuten, aber der Colonel sah freundlich lächelnd auf. Chavez merkte, daß der Colonel weder ein Einheitsabzeichen über dem Namensschild noch das Bajonett der 7. LID trug. Wer war dieser Mensch überhaupt?

»Sieht sehr gut aus, Sergeant. Ich würde sagen, daß Sie in zwei, drei Jahren Besoldungsstufe E-7 schaffen. In Mittelamerika waren Sie auch schon, wie ich sehe. Dreimal, stimmt's?«

»Jawohl, Sir. Zweimal in Honduras, einmal in Panama.«

»Und jedesmal haben Sie sich vorzüglich gehalten. Hier steht, Ihr Spanisch sei sehr gut.«

»Ich bin mit dieser Sprache aufgewachsen, Sir.« Das verriet auch schon sein Akzent.

»Sergeant, wir stellen einen Sonderverband zusammen und möchten Sie dabei haben.«

»Sir, ich soll versetzt werden ...«

»Das weiß ich. Wir suchen Leute mit Sprachkenntnissen und – tja, wir suchen die besten leichten Infanteristen, die wir finden können. Und was ich hier sehe, sagt mir, daß Sie einer der Besten der Division sind.« Es gab auch noch andere Kriterien, die ›Colonel Smith‹ unerwähnt ließ. Chavez war ledig, seine Eltern lebten nicht mehr. Nahe Verwandte hatte er anscheinend nicht. Das Profil paßte genau auf ihn – obwohl ihm gewisse andere Eigenschaften fehlten – aber was der Colonel sah, gefiel ihm. »Das ist ein ganz spezieller Job, der unter Umständen gefährlich werden kann, wahrscheinlich aber nicht. Mit Sicherheit läßt sich das noch nicht sagen. Wird zwei, höchstens sechs Monate dauern. Am Ende kommen Sie auf E-7 und können sich aussuchen, wohin Sie versetzt werden wollen.«

»Worum geht es bei diesem speziellen Job, Sir?« fragte Chavez munter. Bei der Aussicht, zwei Jahre früher als geplant auf E-7 zu kommen, wurde er hellwach.

»Das darf ich Ihnen nicht sagen, Sergeant. Ich rekrutiere zwar ungern blind«, log ›Colonel Smith‹, »aber auch ich habe meine Befehle. Verraten kann ich Ihnen nur, daß Sie zur Intensivausbildung irgendwo nach Osten kommen. Vielleicht hat sich die Sache auch damit; in diesem Fall werden Sie trotzdem befördert. Läuft das Projekt weiter, werden Sie Ihre besonderen Fähigkeiten irgendwo im Ausland einsetzen. Gut, ich kann Ihnen sagen, daß es um eine verdeckte Aufklärungsarbeit geht. Nach Nicaragua kommen Sie aber nicht. Wir erwarten nicht von Ihnen, daß Sie in einem geheimen Krieg kämpfen.«

Genau genommen war diese Erklärung keine Lüge. ›Smith‹ wußte selbst nicht genau, worum es bei der Mission ging, und zu Spekulationen hatte ihn niemand ermuntert.

»Wie auch immer, mehr kann ich nicht sagen. Was wir bisher besprochen haben, bleibt unter uns – ohne meine Geneh-

migung dürfen Sie mit niemandem darüber sprechen. Ist das klar?» sagte der Colonel mit Nachdruck.

»Verstanden, Sir!«

»Sergeant, wir haben viel Zeit und Geld in Sie investiert. Die Zeit der Rückzahlung ist gekommen. Das Land braucht Sie und Ihre Fähigkeiten.«

Angesichts dessen blieb Chavez kaum eine Wahl. Auch ›Smith‹ wußte das.

»Wann geht's los, Sir?« antwortete der junge Mann nach fünf Sekunden Bedenkzeit.

Nun wurde der Oberst ganz sachlich. Er nahm einen großen braunen Umschlag aus der Schreibtischschublade, auf den jemand mit Filzstift CHAVEZ geschrieben hatte. »Sergeant, ich habe mir erlaubt, einiges für Sie zu erledigen. Hier sind Ihre medizinischen Unterlagen und alle Dokumente, die Ihre persönlichen Finanzen angehen. Die mit Ihrer Versetzung verbundenen Formalitäten habe ich fast alle schon erledigen lassen. Zudem habe ich eine Vollmacht aufgesetzt, damit Sie sich Ihre Privatsachen nachschicken lassen können – wohin, steht auf dem Formular.«

Chavez nickte verdutzt. Wer immer dieser Colonel Smith auch sein mochte, er mußte allerhand Beziehungen haben, um den Papierkram so schnell durch die legendäre Army-Bürokratie schleusen zu können. Normalerweise bedeutete eine Versetzung, daß man fünf Tage lang herumsaß und wartete. Er nahm den Umschlag entgegen.

»Packen Sie Ihre Sachen und melden Sie sich um achtzehn Uhr zurück. Die Haare brauchen Sie sich nicht schneiden zu lassen; die sollen eine Zeitlang sprießen. Den Verein unten sortiere ich aus. Und vergessen Sie nicht: mit niemandem darüber reden. Wenn jemand Sie fragt, sagen Sie, es ginge halt früher als erwartet nach Fort Benning. Das ist Ihre Version, und ich erwarte, daß Sie sich an sie halten.« Der Colonel erhob sich, streckte die Hand aus und ließ wieder eine mit einem Quentchen Wahrheit versetzte Lüge los: »Sie haben die richtige Entscheidung getroffen. Ich wußte, daß wir mit Ihnen rechnen können, Chavez.«

»Die Nacht ist unser, Sir!«

»Abtreten.«

›Colonel Smith‹ legte die Personalakte zurück in seine Aktentasche. Und das war's. Die meisten Männer waren schon auf dem Weg nach Colorado. Chavez war einer der letzten. ›Smith‹ fragte sich, wie das Ganze ausgehen würde. In Wirklichkeit hieß er Edgar Jeffries und war ein ehemaliger Army-Offizier, der nun für die CIA arbeitete. Insgeheim hoffte er, daß die Aktion klappen würde, aber er war schon zu lange bei der CIA, um noch großen Optimismus zu empfinden. Männer für solche Aufgaben rekrutierte er nicht zum ersten Mal. Nicht alle Operationen waren glatt gegangen, und noch weniger nach Plan verlaufen. Andererseits hatten sich Chavez und alle anderen freiwillig zum Militär gemeldet, freiwillig weiterverpflichtet und auch freiwillig seine Einladung, etwas Neues und ganz anderes zu tun, angenommen. Das Leben war gefährlich, und diese vierzig Männer hatten sich in voller Kenntnis der Lage für einen der gefährlichsten Berufe entschieden. Das war ihm ein Trost, und da Edgar Jeffries noch über ein Gewissen verfügte, brauchte er ihn auch.

»Viel Glück, Sergeant«, sagte er leise zu sich selbst.

Chavez hatte an diesem Tag viel zu tun. Nachdem er Zivilkleidung angelegt hatte, wusch er seinen Kampfanzug und reinigte seine Ausrüstung. Dann sortierte er alles aus, was zurückblieb. Auch diese Gegenstände mußten gesäubert und, wie Sergeant Mitchell erwartete, in besserem Zustand als beim Empfang zurückgegeben werden. Als der Rest des Zuges um dreizehn Uhr von Hunter-Liggett eintraf, steckte er mitten in der Arbeit. Den zurückkehrenden Unteroffizieren fiel die Aktivität auf, und bald erschien der Zugführer.

»Warum packst du, Ding?« fragte Mitchell.

»Ich werde früher in Benning gebraucht ... deswegen wurde ich heute morgen zurückgeflogen.«

»Weiß der Lieutenant Bescheid?«

»Man hat ihn doch bestimmt verständigt – oder wenigstens die Schreibstube?« Chavez war ein wenig verlegen. Er log Mitchell, der seit vier Jahren sein Freund und Lehrer gewesen war, nur ungern an. Sein Befehl aber kam von einem Colonel.

»Ding, wie das mit dem Verwaltungskram geht, mußt du

noch lernen. Komm mit. Der Lieutenant ist in seinem Zimmer.«

Lieutenant Timothy Washington Jackson von der Infanterie hatte sich noch nicht gewaschen, war aber fast bereit, auf sein Zimmer im Junggesellenquartier für Offiziere zu gehen. Er sah auf, als seine zwei dienstältesten Unteroffiziere eintraten.

»Lieutenant, Chavez soll nach Fort Benning versetzt werden. Heute Abend wird er abgeholt.«

»Habe ich auch gehört. Gerade kam ein Anruf vom Bataillon. Was geht hier vor? Das entspricht doch nicht der üblichen Prozedur«, grollte Jackson. »Wann sollen Sie weg?«

»Um achtzehn Uhr, Sir.«

»Ist ja toll. Ich muß mich erst mal saubermachen, ehe ich mit dem S-drei spreche. Sergeant Mitchell, kümmern Sie sich um die Ausrüstungsunterlagen?«

»Jawohl, Sir.«

»Gut, ich bin um siebzehn Uhr wieder da und übernehme die Abwicklung. Chavez, setzen Sie sich bloß nicht früher ab.«

Der Rest des Nachmittags verging rasch. Mitchell kümmerte sich um den Transport der wenigen Habseligkeiten des jungen Mannes, und Lieutenant Jackson kam pünktlich zurück und holte die beiden Männer in sein Zimmer. Es war ruhig; die meisten Männer des Zuges genossen in der Stadt ihre wohlverdiente Freizeit. »Ding, ich bin noch nicht fertig mit Ihnen. Noch steht nicht fest, wer Ihre Männer übernehmen soll. Sergeant Mitchell, Sie erwähnten Ozkanian?«

»Jawohl, Sir. Chavez, was halten Sie von ihm?«

»Er ist praktisch soweit«, erklärte Chavez.

»Gut, dann geben wir Corporal Ozkanian die Chance. Und Sie haben Glück gehabt, Chavez«, sprach Jackson weiter. »Ich konnte nämlich meinen ganzen Papierkrieg noch vor der Übung erledigen. Soll ich nun Ihre Beurteilung mit Ihnen durchgehen?«

»Die wichtigsten Punkte genügen schon, Sir.« Chavez, der wußte, daß der Lieutenant ihn mochte, grinste.

»Fein. Ich sage hier, daß Sie verdammt gut sind, was auch stimmt. Nur schade, daß wir Sie so schnell verlieren. Bringt Sie jemand rüber?«

»Kein Problem, Sir. Ich gehe zu Fuß.«

»Kommt nicht in die Tüte. Letzte Nacht sind wir lange genug gelatscht. Schmeißen Sie Ihre Sachen in mein Auto.« Der Lieutenant warf ihm die Schlüssel zu. »Sonst noch etwas, Sergeant Mitchell?«

»Der Rest kann bis Montag warten, Sir. Uns steht ein schön ruhiges Wochenende zu, dachte ich mir.«

»Wie immer den Nagel auf den Kopf getroffen, Mitchell. Mein Bruder ist in der Stadt. Ich komme also erst am Montag um sechs zurück.«

»Jawohl, Sir. Viel Vergnügen.«

Chavez hatte seine wenigen Sachen schon in Jacksons Honda Civic geladen, als der Lieutenant aus der Kaserne kam. Chavez warf ihm den Zündschlüssel zu.

»Wo werden Sie abgeholt?«

»Division G-1, sagte der Mann.«

»Seltsam. Warum nicht wie üblich von Martinez Hall?« fragte Jackson beim Anfahren.

»Lieutenant, ich mache halt, was mir befohlen wird.«

Darüber mußte Jackson lachen. »Geht uns das nicht allen so?«

Wenige Minuten später setzte Jackson den Soldaten ab und drückte ihm noch einmal die Hand. So nebenbei fiel ihm auf, daß am Treffpunkt noch weitere fünf Soldaten warteten – zu seiner Überraschung alle Sergeants. Zwei kannte er persönlich. León aus Ben Tuckers Zug und Munoz von der Aufklärung. Beides gute Leute. Und beide spanischer Abstammung, so wie die anderen. Jackson tat das mit einem Achselzucken ab und fuhr weg.

Die *Panache*-Prozedur

Wegener führte seine Inspektion nicht nach, sondern vor dem Mittagessen durch. Zu beanstanden gab es nicht viel, denn Chief Riley hatte bereits kontrolliert. Abgesehen von Farbtöpfen und Pinseln, die gerade benutzt wurden – an jedem Schiff wird unablässig herumgestrichen –, lag kein Gerät herum. Das Geschütz war vorschriftsmäßig nach innen gerichtet und gesichert, ebenso die Ankerketten. Die Rettungsleinen waren straff gespannt, alle Luken fest verschlossen. Hier und dort machten es sich Seeleute, die Freiwache hatten, bequem, lasen oder lagen in der Sonne. Diese sprangen auf Rileys donnern-des »Achtung an Deck!« auf. Ein Matrose hatte *Playboy* gelesen. Wegener gab ihm launig zu verstehen, daß er sich auf der nächsten Fahrt vorsehen müsse; es kämen nämlich drei weibliche Besatzungsmitglieder an Bord. Daß *Panache* im Augenblick keine Frauen hatte, war eine statistische Anomalie, und die bevorstehende Änderung beunruhigte den Captain nicht sonderlich, aber seine Chiefs waren, gelinde gesagt, skeptisch. Die Benutzung der sanitären Einrichtungen drohte zum Beispiel problematisch zu werden, denn beim Bau des Kutters war an weibliche Besatzungsmitglieder nicht gedacht worden. Zum ersten Mal an diesem Tag hatte Red Wegener einen Grund zum Lächeln: all die Umstände, wenn man Frauen mit auf See nimmt ... doch dann kehrte die Erinnerung an das Videoband zurück. Diese beiden Frauen – eher eine Frau und ein Kind – waren doch auch auf See gewesen ...

Er konnte das Grauen nicht vergessen.

Wegener schaute sich um und sah die fragenden Mienen

der Männer. Irgend etwas stank dem Skipper. Was, wußten sie nicht, aber fest stand, daß man dem Alten am besten aus dem Weg ging, wenn er sauer war. Dann sahen sie, wie in seinem Gesicht eine Veränderung vorging. Der Captain hatte sich gerade etwas gefragt, dachten sie.

»Sieht ordentlich aus, Leute. Sehen wir zu, daß es so bleibt.« Er nickte und ging nach vorne in seine Kajüte. Dort rief er Chief Oreza.

Der Steuermannsmaat war binnen einer Minute zur Stelle.

»Sie haben mich gerufen, Captain?«

»Machen Sie die Tür zu, Portagee, und setzen Sie sich.«

Oreza war portugiesischer Abstammung, sprach aber mit einem Neuengland-Akzent. Wie Bob Riley war er ein erfahrener Seemann und wie sein Kapitän ein begabter Lehrer. Eine ganze Generation von Küstenwachtoffizieren hatte bei diesem dunkelhäutigen, beleibten Profi den Sextanten gebrauchen gelernt. Männer wie Manuel Oreza bildeten das Rückgrat der Küstenwache, und Wegener bedauerte es gelegentlich, ihre Reihen wegen einer Offizierskarriere verlassen zu haben. Doch ganz hatte er sich nicht von ihnen distanziert; privat redeten sich Wegener und Oreza noch immer mit Vornamen an.

»Red, ich habe das Videoband gesehen«, begann Oreza, der die Gedanken des Captains gelesen hatte. »Sie hätten Riley den kleinen Scheißkerl in Stücke hauen lassen sollen.«

»So was dürfen wir nicht«, entgegnete Wegener etwas lahm.

»Piraterie, Mord und Vergewaltigung – und die Drogen nur zum Spaß.« Oreza hob die Schultern. »Ich weiß, was man mit solchem Gesindel anfangen sollte. Es tut nur leider kein Mensch was.«

Wegener wußte, was gemeint war. Ein neues Bundesgesetz setzte zwar auf Mord in Zusammenhang mit Drogen die Todesstrafe, es kam aber nur selten zur Durchführung. Der Haken war, daß jeder festgenommene Rauschgift Händler einen größeren Fisch kannte, der eine attraktivere Beute darstellte – die ganz großen Bosse hielten sich ohnehin außer Reichweite des angeblich so langen Armes des Gesetzes. Die

US-Behörden mochten innerhalb der Landesgrenzen omnipotent, die Küstenwache auf See generalbevollmächtigt sein – sie durfte sogar unter fremder Flagge fahrende Schiffe entern und durchsuchen –, aber es gab halt doch immer Grenzen, denen sich der Gegner mit Leichtigkeit anpaßte. Feste Regeln galten bei diesem Spiel nur für eine Seite; die andere konnte tun und lassen, was sie wollte. Den großen Bossen im Drogengeschäft fiel es leicht, sauber zu bleiben, und es gab immer genug kleine Fische, die bei gefährlichen Aufträgen den Kopf hinhielten – immerhin war ihr Sold höher als bei jeder Armee. Diese Soldaten waren gefährlich und schlau genug, um den Konflikt schwierig zu gestalten – aber wenn man sie erwischt hatte, waren sie immer bereit, gegen teilweisen Straferlaß preiszugeben, was sie wußten.

Mit dem Ergebnis, daß so gut wie niemand je den vollen Preis zahlen mußte – abgesehen von den Opfern natürlich. Eine noch unangenehmere Vorstellung unterbrach Wegeners Gedankengang.

»Wissen Sie was, Red? Es kann sogar sein, daß die zwei ganz ungeschoren davonkommen«, sagte Oreza.

»Moment mal, Portagee, das kann doch wohl ...«

»Meine Älteste studiert Jura, Skipper. Wollen Sie mal hören, wie finster es in Wirklichkeit aussieht?«

»Nur zu.«

»Wir bringen diese Kerle an Land, und dort verlangen sie erst mal einen Anwalt. Nehmen wir mal an, daß sie bis dahin jede Aussage verweigern. Der Anwalt behauptet dann, seine Mandanten hätten gestern morgen eine treibende Jacht ausgemacht und seien an Bord gegangen. Das Fischerboot, auf dem sie gekommen seien, wäre wieder zurückgefahren, und sie hätten beschlossen, die Jacht in den nächsten Hafen zu bringen, um Bergegeld zu beanspruchen. Das Funkgerät benutzen sie nicht, weil sie es nicht zu bedienen wußten – haben Sie das Ding auf Video gesehen? So ein High-Tech-Brummer mit hundert Frequenzscannern und einer hundertseitigen Gebrauchsanweisung – und die Kerle können ja Englisch kaum reden, geschweige denn lesen. Jemand vom Fischerboot wird ihre Aussage bestätigen. Das Ganze ist also ein

schreckliches Mißverständnis, klar? Der Staatsanwalt in Mobile kommt folglich zu dem Schluß, daß das Belastungsmaterial nicht ausreicht, und unsere Freunde bekennen sich einer geringfügigen Straftat für schuldig. So funktioniert das.« Er legte eine Pause ein.

»Das kann ich kaum glauben.«

»Wir haben keine Leichen und keine Zeugen. An Bord fanden wir Waffen, aber wer kann sagen, wer die benutzt hat? Alles nur Indizienbeweise.« Oreza grinste grimmig. »Erst vergangenen Monat hat mir meine Tochter von einem anderen Fall berichtet. Man treibt Zeugen auf – gut beleumundete Zeugen ohne Vorstrafen –, und auf einmal hat die Verteidigung die besseren Karten. So geht das, Red. Die Kerle gestehen eine Lappalie, und damit hat sich's.«

»Warum haben sie dann aber nicht gleich gesagt, daß sie unschuldig sind?«

»Aus Angst natürlich. Ein fremdes Kriegsschiff kommt längsseits, bewaffnete Männer entern, fuchteln mit Gewehren und schubsen die armen Kerle ein bißchen herum – da blieb ihnen vor Angst die Sprache weg, wird der Anwalt sagen. Ganz so kommen sie nicht davon, Red, aber der Staatsanwalt hat solche Angst, den Prozeß zu verlieren, daß er sich einen einfachen Ausweg wählt. Unsere Freunde kriegen dann ein oder zwei Jahre Knast und anschließend einen kostenlosen Flug zurück in ihre Heimat.«

»Aber das sind doch Mörder!«

»Sicher«, stimmte Portagee zu. »Aber wenn sie aus der Sache rauskommen wollen, brauchen sie nur schlau genug zu sein. Und wer weiß, was ihnen sonst noch alles einfallen mag. Wie ich schon sagte, sie hätten das Bob überlassen sollen. Und die Jungs hätten sich alle hinter Sie gestellt, Captain. Sie sollten mal hören, was die Mannschaft zu dieser Sache zu sagen hat.«

Captain Wegener schwieg eine Weile, erhob sich dann und ging an sein Bücherregal. Neben seinem Handbuch der Militärgerichtsbarkeit stand ein wesentlich älteres Buch, dessen Grundlagen aus dem achtzehnten Jahrhundert stammten. Diese Ausgabe, die Wegener in einem Antiquariat gefunden

hatte, war 1879 erschienen, in einer Zeit, als die Regeln noch strenger und simpler gewesen waren. Damals hatte mehr Sicherheit geherrscht, sagte sich der Captain. Warum eigentlich? Nun, da brauchte man nur nachzulesen, was einmal gültiges Recht gewesen war ...

»Danke, Portagee. Ich habe jetzt zu tun. Um fünfzehn Uhr möchte ich Sie und Riley hier sehen.«

Oreza erhob sich. »Aye, aye, Sir«, sagte er und fragte sich, wofür ihm der Skipper gedankt hatte. Fest stand, daß hier etwas vorging. Was genau es war, wußte er nicht, aber bis fünfzehn Uhr würde er schon warten können.

Wenige Minuten später setzte sich Wegener mit seinen Offizieren an den Mittagstisch. Das Tischgespräch war wie üblich lebhaft und drehte sich heute um das aktuelle Thema; Wegener ließ seine Männer gewähren und blätterte Funksprüche durch, die aus dem Drucker an Bord gekommen waren. Ein Einfall, den er in seiner Kajüte gehabt hatte, nahm allmählich Gestalt an. Schweigend wägte er Plus- und Minuspunkte ab. Was konnte man ihm schon groß tun? Nicht viel, fand er. Und würden seine Männer mitziehen?

»Von Oreza habe ich gehört, daß man früher mit solchen Scheißkerlen ganz anders fertig wurde«, bemerkte ein junger Lieutenant vom Tische her. Rundum zustimmendes Grunzen.

»Ist der ›Fortschritt‹ nicht beschissen?« ließ sich ein anderer vernehmen. Der vierundzwanzigjährige Offizier wußte nicht, daß er damit bei seinem Vorgesetzten den Ausschlag gegeben hatte.

Das wird hinhauen, entschied Wegener, schaute auf und blickte seinen Offizieren in die Gesichter. Aus denen habe ich in den zehn Monaten etwas gemacht, dachte er. Ein müder, demoralisierter Haufen waren sie bei seinem Eintreffen auf der Werft gewesen; jetzt sprühten sie nur so vor Begeisterung und waren stolz auf ihren Captain und ihr Schiff. Diese Männer würden hinter ihm stehen.

Nach dem Essen ging er zurück in seine Kajüte. Dort wartete der Papierkrieg noch immer, und nachdem er ihn so rasch wie möglich bewältigt hatte, schlug er ein altes Handbuch des

Seerechts auf und studierte einige der bewährten Regeln. Um fünfzehn Uhr erschienen Oreza und Riley; er legte ihnen seinen Plan dar. Anfangs waren die beiden Chiefs überrascht, erklärten sich aber bald zum Mitmachen bereit.

»Riley, bringen Sie diese Zigarettenpackung unseren Gästen. Einer hat sie auf der Brücke verloren.« Wegener fischte die Marihuanazigaretten aus der Tasche. »Um einundzwanzig Uhr geht's los.«

»Also ungefähr dann, wenn die Sturmfront aufzieht«, merkte Oreza an. »Sie müssen aber aufpassen, Red, wenn Sie ...«

»Ich weiß, Portagee. Was ist das Leben schon ohne ein paar Risiken?« fragte er lächelnd.

Riley entfernte sich als erster, ging nach vorne, stieg über zwei Ebenen eine Leiter hinunter und wandte sich nach achtern, bis er das Schiffsgefängnis, einen neun Quadratmeter großen Drahtkäfig, erreicht hatte. Die beiden lagen in ihren Kojen.

»Habt ihr zwei was zu essen bekommen?« fragte Riley. Der Mann in der unteren Koje – jener, den er auf die Brückenreling geknallt hatte – drehte sich um und riß bei seinem Anblick entsetzt die Augen auf.

»Ja.«

»Ihr habt eure Zigaretten auf der Brücke verloren.« Riley warf die Packung durch das Gitter. Einer der Männer schnappte sie hastig und bedankte sich. Riley entfernte sich lachend. *Wartet nur ab, ihr Säcke ...*

Auf See ist das Wetter immer beeindruckend. Vielleicht liegt das daran, daß es über einer gleichförmigen Fläche aufzieht; es mag auch sein, daß der Mensch die Gewalt auf See intensiver spürt als an Land. In dieser Nacht konnte Wegener im Schein des Dreiviertelmondes die Sturmfront mit zwanzig Knoten herannahen sehen. Die Front brachte Fünfundzwanzig-Knoten-Winde mit, die in Böen fast die doppelte Geschwindigkeit erreichten. Aus Erfahrung wußte Wegener, daß die sanfte, einzwanzig hohe Dünung, auf der sich die *Panache* wiegte, bald zu wilden Brechern und fliegender

Gischt hochgepeitscht werden würde. Nichts Besonderes eigentlich, aber es reichte aus, um die Dinge auf seinem Kutter lebhaft zu gestalten. Einige seiner jüngeren Besatzungsmitglieder würden bald die Abendmahlzeit bereuen. Nun ja, auch das mußte ein Seemann lernen: Die See hatte etwas gegen Vielfraße.

Wegener war der Sturm willkommen, denn er erzeugte nicht nur die rechte Atmosphäre, sondern bot ihm auch einen Vorwand, die Wache umzustellen. Ensign O'Neil hatte das Schiff noch nie durch schweres Wetter gesteuert; heute nacht sollte er seine Chance bekommen.

»Probleme, Mister?« fragte der Skipper den jungen Offizier.

»Nein, Sir.«

»Gut. Vergessen Sie nicht, wenn sich etwas ergeben sollte, bin ich in der Messe.« Einer von Wegeners Dauerbefehlen lautete: *Kein Wachoffizier wird je getadelt, weil er den Kapitän auf die Brücke gerufen hat. Auch wenn ihr nur die genaue Uhrzeit wissen wollt: RUFT MICH!* Eine weitverbreitete Übertreibung, die aber notwendig war, denn ein junger Offizier mochte einen solchen Bammel haben, den Skipper zu stören, daß er eher einen Tanker rammte – und damit dem Alten die Karriere ruinierte. Einen guten Offizier, das schärfte Wegener seinen Jungen immer wieder ein, erkennt man an seiner Bereitwilligkeit, einzugestehen, daß er noch dazulernen hat.

O'Neil nickte. Beide Männer wußten, daß es keinen Anlaß zur Sorge gab. Der Junge mußte nur noch lernen, daß sich ein Schiff etwas anders verhält, wenn Wind und See querab kommen. Außerdem sah Chief Owens nach dem Rechten. Wegener ging nach achtern.

In der Mannschaftsmesse hatten die Männer gerade einen Sexfilm eingelegt. Kluger Schachzug von Riley; da waren sie beschäftigt. In der Offiziersmesse war das gleiche Programm verfügbar, würde aber heute nicht laufen.

Der heranfegende Sturm würde die Männer von Deckspaziergängen abhalten, und auch das Getöse konnte nicht schaden. Wegener lächelte in sich hinein, als er die Tür zur Messe öffnete. Besser hätte er die Sache nicht planen können.

»Alles bereit?« fragte der Captain.

»Wir sind klar«, erwiderte Oreza von seinem Platz am anderen Ende des Tisches. Die Offiziere nickten alle zustimmend. Red ging an seinen Stuhl in der Mitte des Tisches und schaute Riley an.

»Holen Sie sie hoch.«

»Aye, aye, Sir.«

Der Bootsmann verließ den Raum und ging hinunter zum Schiffsgefängnis. Beim Öffnen der Tür schlug ihm beißender Gestank entgegen, der ihn erst befürchten ließ, es sei Feuer ausgebrochen; doch einen Augenblick später erkannte er die Wahrheit.

»Scheiße!« grollte er angewidert. *Auf meinem Schiff!* »Aufgestanden, ihr Säcke!« brüllte er. »Alle beide!«

Der Mann in der unteren Koje warf seinen Stummel in die Toilette und erhob sich mit einem arroganten Lächeln. Riley grinste zurück und holte einen Schlüssel aus der Tasche. Der Mann, den Riley insgeheim ›Pablo‹ nannte, sah nun weniger überheblich aus, grinste aber weiter.

»So, wir machen jetzt mal einen kleinen Spaziergang.« Der Bootsmann hob ein Paar Handschellen. Er war zwar sicher, mit den beiden auch so fertig zu werden, aber der Skipper hatte eindeutige Anweisungen gegeben. Riley langte durch das Gitter, packte einen Mann und zerrte ihn zu sich heran. Auf einen groben Befehl hin drehte sich der Gefangene um und ließ sich die Schellen anlegen. Auch der andere leistete keinen Widerstand, was Riley wunderte. Nun öffnete der Bootsmann die Tür des Drahtkäfigs und winkte die beiden hinaus. Als Pablo an ihm vorbeiging, nahm er ihm die Zigarettenschachtel aus der Tasche und warf sie auf die untere Koje.

»Los schon.« Riley packte sie bei den Armen und marschierte los. Die beiden waren unsicher auf den Beinen, was wohl nicht nur am Seegang lag. Erst nach drei oder vier Minuten erreichten sie die Offiziersmesse.

»Die Gefangenen sollen Platz nehmen«, verkündete Wegener. »Die Sitzung des Seegerichts ist eröffnet.«

Beide blieben wie angewurzelt stehen, als sie das vernahmen. Riley führte sie zu ihren Plätzen am Tisch des Verteidigers. Nach einer Minute brach der Größere das Schweigen.

»Was soll das?«

»Sir«, erwiderte Wegener gleichmütig, »Sie stehen vor einem Kriegsgericht.« Das trug ihm nur einen neugierigen Blick ein. Er fuhr fort: »Der Vertreter der Anklage wird die Anklagepunkte verlesen.«

»Herr Vorsitzender, die Angeklagten werden gemäß Paragraph elf Seekriegsrecht der Seeräuberei, der Notzucht und des vorsätzlichen Mordes beschuldigt. Die Einzelheiten: Am vierzehnten dieses Monats enterten die Angeklagten die Motorjacht *Empire Builder*, töteten die vier Personen an Bord, nämlich den Eigner, seine Frau und seine beiden minderjährigen Kinder. Weiterhin vergewaltigten sie die Ehefrau und die Tochter des Eigners und Kapitäns; darüber hinaus zerteilten die Beklagten die Leichen und entledigten sich ihrer. Die Anklage wird beweisen, daß diese Handlungen im Zusammenhang mit Rauschgiftschmuggel begangen wurden. Mord zusammen mit Verstößen gegen das Rauschgiftgesetz ist laut Strafgesetz der Vereinigten Staaten ein Kapitalverbrechen. Weiterhin sind Mord und Notzucht im Zusammenhang mit Seeräuberei laut Seekriegsrecht Kapitalverbrechen. Wie dem Gericht bekannt ist, fällt Seeräuberei unter das Völkerrecht, und demzufolge ist jeder Staat befugt, auf hoher See festgenommene Seeräuber zu bestrafen. Mord, einhergehend mit Seeräuberei ist, wie ich bereits ausführte, ein Kapitalverbrechen. Als Schiff der US-Küstenwache sind wir *de jure* befugt, jedes unter amerikanischer Flagge fahrende Schiff zu entern und zu durchsuchen, doch in diesem speziellen Fall ist diese Befugnis nicht unbedingt erforderlich. Es fällt also unter die Zuständigkeit dieses Gerichtes, den Angeklagten den Prozeß zu machen und sie nötigenfalls hinrichten zu lassen. Die Anklage erklärt hiermit ihre Absicht, in diesem Fall die Todesstrafe zu beantragen.«

»Vielen Dank«, sagte Wegener und wandte sich zur Anklagebank. »Haben Sie die Anklagepunkte verstanden?«

»Was?«

»Der Vertreter der Anklage hat gerade gesagt, daß Ihnen wegen Seeräuberei, Vergewaltigung und Mord der Prozeß gemacht werden soll. Sollten Sie für schuldig befunden wer-

den, wird das Gericht entscheiden, ob Sie hingerichtet werden oder nicht. Sie haben das Recht auf einen Verteidiger; Lieutenant Alison, der mit Ihnen am Tisch sitzt, wird diese Rolle übernehmen. Haben Sie mich verstanden?« Es dauerte einige Augenblicke, bis die beiden das verdaut hatten. »Verzichtet die Verteidigung auf die volle Verlesung der Anklagepunkte und Einzelheiten?«

»Jawohl, Herr Vorsitzender. Sir, die Verteidigung beantragt die Verhandlung der Anklagepunkte in getrennten Verfahren und möchte sich mit Genehmigung des Gerichts mit ihren Mandanten beraten.«

»Sir, die Anklage erhebt Einspruch gegen die Abtrennung.«

Wegner hob die Hand. »Da es hier um Kapitalverbrechen geht, soll der Verteidigung der größtmögliche Spielraum gewährt werden. Dem Antrag der Verteidigung auf eine kurze Beratung mit den Mandanten wird stattgegeben. Das Gericht möchte der Verteidigung nahelegen, ihre Mandanten zur Preisgabe ihrer Personalien zu veranlassen.«

Der Lieutenant nahm die beiden Männer, die noch Handschellen trugen, mit in eine Ecke und sprach leise mit ihnen.

»Ich heiße Lieutenant Alison und habe die undankbare Aufgabe, Ihnen den Hals zu retten. Zuerst können Sie mir einmal verraten, wie Sie heißen!«

»Was soll der Quatsch?« fragte der Größere.

»Dieser Quatsch ist ein Kriegsgericht. Falls Sie es noch nicht wissen, Mister: Auf hoher See kann der Kapitän eines amerikanischen Kriegsschiffes tun und lassen, was er will. Sie hätten ihn nicht reizen sollen.«

»Und?«

»Und? Sie stehen hier vor einem Kriegsgericht, Sie Schwachkopf! Sie können zum Tode verurteilt werden – gleich hier auf dem Schiff.«

»Quatsch!«

»Sagen Sie mir doch wenigstens, wie Sie heißen.«

»Leck mich!« sagte der Größere verächtlich. Der andere wirkte weniger selbstsicher. Der Lieutenant kratzte sich am Kopf.

»Was hatten Sie auf der Jacht verloren?« fragte er dann.

»Besorgen Sie mir einen richtigen Anwalt!«

»Mister, Sie werden mit mir vorlieb nehmen müssen«, meinte der Lieutenant. »Wird Ihnen das nicht langsam klar?«

Wie alle erwartet hatten, wollte der Mann ihm nicht glauben. Der Verteidiger führte seine Mandanten zurück an ihre Plätze.

»Die Verhandlung geht weiter«, verkündete Wegener. »Hat die Verteidigung eine Erklärung abzugeben?«

»Sir, die Angeklagten verweigern Angaben zur Person.«

»Das mißfällt dem Gericht. Im Lauf des Verfahrens werden wir Ihre Mandanten als John Doe und James Doe bezeichnen.« Wegener bedeutete mit einer Handbewegung, welchem er welchen Namen zuwies. »Wir beginnen mit Joe Doe. Irgendwelche Einsprüche? Gut, dann hat die Anklage das Wort.«

Der Anklagevertreter sprach zwanzig Minuten lang und rief nur Chief Riley in den Zeugenstand, der vom Entern berichtete und das Videoband kommentierte.

»Machte der Angeklagte irgendwelche Aussagen?«

»Nein, Sir.«

»Beschreiben Sie bitte das Beweisstück in diesem Beutel«, sagte der Ankläger dann.

»Sir, das ist ein Tampon, glaube ich. Er kommt mir gebraucht vor, Sir«, sagte Riley, peinlich berührt. »Ich fand ihn unter dem Couchtisch in der Hauptkabine der Yacht, und zwar dicht neben einem Blutfleck – genauer gesagt, diesen beiden da auf dem Bild. Meiner Erfahrung nach lassen Frauen solche Objekte nicht einfach auf dem Boden liegen. Wenn aber jemand vorhatte, eine Frau zu vergewaltigen, müßte es im Weg gewesen sein. Es wurde wohl herausgenommen und weggeworfen. Im Hinblick auf die Stelle, an der ich den Tampon fand, und die beiden Blutflecken daneben, liegt so gut wie auf der Hand, was dort passiert ist, Sir.«

»Keine weiteren Fragen«, sagte der Vertreter der Anklage.

»Ehe die Verteidigung beginnt, möchte das Gericht erfahren, ob sie außer den Angeklagten andere Zeugen beibringen will«, erklärte Wegener.

»Nein, Herr Vorsitzender.«

»Gut. Ich möchte mich nun direkt an die Angeklagten wen-

den.« Wegener blickte die beiden an und lehnte sich leicht vor. »Sir, Sie haben das Recht, die Aussage zu verweigern, ohne daß diese Tatsache vom Gericht gegen Sie verwandt wird. Falls Sie aussagen wollen, sind Sie nicht verpflichtet, dies unter Eid zu tun oder sich ins Kreuzverhör nehmen zu lassen. Sie haben auch die Möglichkeit, sich vereidigen und vom Vertreter der Anklage ins Kreuzverhör nehmen zu lassen. Haben Sie diese Rechtsbelehrung verstanden?«

»John Doe«, der das Verfahren in amüsiertem Schweigen verfolgt hatte, stand ungeschickt auf. Da seine Hände auf dem Rücken gefesselt waren, mußte er sich leicht vorbeugen, und da der Kutter nun heftig schlingerte, konnte er sich nur mit Mühe auf den Beinen halten.

»Was soll der ganze Quatsch?« fragte er aufsässig. »Ich will zurück in meine Koje und in Ruhe gelassen werden, bis ich mir selbst einen Anwalt besorgen kann.«

»Mr. Doe«, erwiderte Wegener, »darf ich Sie noch einmal darauf hinweisen, daß Sie wegen Seeräuberei, Notzucht und Mord vor Gericht stehen. Dieses Buch hier – der Captain hielt das Seerechtsbuch hoch – »sagt, daß ich Ihnen auf der Stelle den Prozeß machen kann. Wenn das Gericht Sie für schuldig befindet, steht uns frei, Sie an die Rah zu knüpfen. Das hat die Küstenwache zwar seit fünfzig Jahren nicht mehr getan, aber Sie können mir ruhig glauben, wenn ich sage, daß meine Machtbefugnisse auf hoher See unbeschränkt sind. Das alte Seerecht ist nämlich nach wie vor gültig. Einen Anwalt wollen Sie? Bitte, hier haben Sie Mr. Alison. Sie wollen sich verteidigen? Bitte, nun haben Sie Gelegenheit dazu. Aber, Mr. Doe, gegen Entscheidungen dieses Gerichtes gibt es keine Revision. Denken Sie darüber gut nach.«

»Ist doch alles Kacke. Sie können mich mal!«

»Das Gericht nimmt diese Äußerung des Angeklagten nicht zur Kenntnis«, sagte Wegener und war bemüht, so beherrscht zu bleiben, wie es sich für den Vorsitzenden eines Kriegsgerichts ziemte.

Der Vertreter der Verteidigung plädierte fünfzehn Minuten lang und unternahm den tapferen, aber fruchtlosen Versuch, ein Gegengewicht zu den bereits vorgelegten Indizien zu

schaffen. Nachdem der Vertreter der Anklage gesprochen hatte, ergriff Captain Wegener wieder das Wort.

»Nach dem Abschluß der Beweisaufnahme schreitet das Gericht nun zur Abstimmung, die schriftlich und geheim erfolgt. Der Vertreter der Anklage wird die Zettel austeilen und wieder einsammeln.«

Das nahm weniger als eine Minute in Anspruch. Der Angeklagte reichte jedem der fünf Schöffen ein Stück Notizpapier. Alle schauten die Angeklagten an, ehe sie ihr Verdikt aufschrieben. Dann sammelte der Ankläger die Zettel wieder ein, mischte sie und überreichte sie dann dem Captain. Wegener entfaltete sie und legte sie vor sich hin. Ehe er sprach, machte er sich eine Notiz.

»Die Angeklagten werden gebeten, sich zu erheben. Mr. Doe, haben Sie vor der Urteilsverkündung noch etwas zu sagen?«

»Doe« schwieg und grinste nur ungläubig.

»Nun denn. Das Gericht hat den Angeklagten mit Zweidritelmehrheit für schuldig befunden und verurteilt ihn zum Tod durch den Strang. Das Urteil wird im Lauf der nächsten Stunde vollstreckt. Gott sei Ihrer Seele gnädig. Die Verhandlung ist geschlossen.«

»Bedaure, Sir«, sagte der Verteidiger zu seinem Mandanten, »aber Sie haben mich eben nicht unterstützt.«

»Schaffen Sie mir jetzt endlich einen Anwalt herbei!« fauchte Mr. »Doe«.

»Sir, Sie brauchen jetzt keinen Anwalt mehr, sondern einen Priester.« Und um dem Nachdruck zu verleihen, packte Chief Riley ihn am Arm.

»Los, Freundchen. Du hast ein Rendezvous mit Seilers Tochter.« Damit führte er ihn ab.

Der als »James Doe« benannte zweite Gefangene hatte die Prozedur mit ungläubiger Faszination verfolgt.

»Ist wenigstens *Ihnen* klar, was hier vorgeht?« fragte der Lieutenant.

»Das kann doch nicht wahr sein«, sagte der Gefangene unsicher.

»He, hören Sie mir überhaupt zu? Haben Sie denn noch

nicht gehört, daß Kerle Ihrer Sorte hier draußen so einfach verschwinden? Das machen wir schon seit sechs Monaten so. Die Gefängnisse sind zum Platzen voll, und die Richter wollen sich mit Gesindel wie euch nicht mehr abgeben. Wenn wir jemanden erwischen und genügend Beweise haben, läßt man uns die Angelegenheit gleich auf See regeln. Hat euch das noch keiner gesagt?«

»Das geht doch nicht!« schrie Doe fast.

»Wirklich nicht? Aufgepaßt, in zehn Minuten nehme ich Sie mit an Deck, da können Sie sich selbst davon überzeugen. Wenn Sie uns nicht unterstützen, Freundchen, wird auch mit Ihnen kurzer Prozeß gemacht. Wir haben nämlich die Nase voll. Denken Sie in Ruhe darüber nach, und wenn es soweit ist, können Sie selbst mit ansehen, wie ernst wir es meinen.« Der Lieutenant holte sich eine Tasse Kaffee und wechselte kein Wort mehr mit seinem Mandanten. Als er sie ausgetrunken hatte, ging die Tür wieder auf.

»Alle Mann an Deck zur Hinrichtung«, verkündete Chief Oreza.

»Kommen Sie mit, Mr. Doe. Sehen Sie sich das ruhig an.« Der Lieutenant nahm ihn beim Arm und führte ihn hinaus zu einer Treppe an Deck. Oben ging es durch einen schmalen Durchgang zum leeren Hubschrauberdeck des Schiffes.

Der Lieutenant hieß Rick Alison, war ein junger Schwarzer aus Albany, New York, und der Navigator. Er war dankbar, unter Red Wegener dienen zu dürfen, den er für den besten Kommandanten hielt, der ihm je begegnet war. Mehr als einmal hatte er erwogen, die Küstenwache zu verlassen, war aber nun entschlossen, so lange wie möglich dabeizubleiben. Er führte Mr. Doe nach achtern, von den Festivitäten weg.

Inzwischen ging die See sehr hoch, wie Alison feststellte. Er schätzte die Windgeschwindigkeit auf über dreizehn Knoten, die Wellenhöhe auf drei bis dreieinhalb Meter. Die *Panache* krängte um fünfzehn Grad. An Steuerbord flammten hin und wieder Blitze auf und erhellten die See. Schräge Regenschleier peitschten übers Deck und brannten auf den Wangen; alles in allem eine Nacht, die Edgar Allan Poe inspiriert hätte.

Da baumelte das Seil vom Antennenmast. Mußte von Chief

Riley aufgehängt worden sein, dachte Alison; dem macht so was Verrücktes Spaß.

Dann wurde der Verurteilte an Deck geführt. Seine Hände waren noch gefesselt. Auch der Captain und der IA waren zur Stelle. Wegener sagte etwas Offizielles, das Alison nicht verstand. Der Wind piffte in der Takelage.

Dann wurden die Flutlichter für den Hubschrauberlandeplatz eingeschaltet; sie illuminierten zwar vorwiegend den Regen, ließen Alison und seinen Begleiter aber deutlich erkennen, was geschah. Wegener sagte noch etwas zu dem Verurteilten, der noch immer arrogant aussah und das Ganze nicht ernst nehmen wollte. Der Captain schüttelte den Kopf und trat zurück. Riley legte dem Mann die Schlinge um den Hals.

Nun änderte sich ›John Does‹ Miene. Noch immer wollte er nicht glauben, daß die Sache ernst gemeint war, aber nun schien sie bedrohliche Ausmaße anzunehmen. Fünf Mann nahmen am anderen Ende des Taus Aufstellung. Alison hätte beinahe gelacht. So hatte man es früher in der Tat gehalten, doch er hatte nicht erwartet, daß der Skipper so weit gehen würde...

Die Krönung war die schwarze Kapuze, die Riley dem Verurteilten über den Kopf zog. Und jetzt hatte Mr. Doe endlich begriffen.

»Nein!« Der langgezogene Schrei gellte schauerlich durch das Getöse von Wind und Wogen. Dem Mann knickten die Knie ein, und die Matrosen packten das andere Ende des Taus, zogen es straff und rannten nach achtern. Die Füße des Verurteilten lösten sich von dem gummibeschichteten Deck. Er zapelte ein paar Mal mit den Beinen und hing dann still, als das Tau an einem Poller festgemacht wurde.

»Und das wär's dann«, meinte Alison, ergriff den anderen Mr. Doe am Arm und führte ihn nach vorne. »Und jetzt sind Sie dran.«

Fast direkt über ihnen zuckte ein Blitz auf, als sie durch die Tür ins Brückenhaus gehen wollten. Der Gefangene blieb wie angewurzelt stehen und schaute ein letztes Mal zurück. Da baumelte sein Komplize schlaff und tot im Regen.

»Glauben Sie mir jetzt?« fragte der Navigator und zog ihn

hinein. Mr. Does Hosen waren vom Regen durchnäßt, aber nicht nur vom Regen.

Als das Gericht wieder zusammentrat, waren alle umgezogen; James Doe trug nun einen blauen Overall der Küstenwache. Man hatte ihm die Handschellen abgenommen, und an seinem Platz fand er eine frische Tasse Kaffee vor. Die Abwesenheit von Chief Oreza und Chief Riley fielen ihm nicht auf. Die ganze Atmosphäre war nun viel entspannter – nur James Doe war alles andere als gelassen.

»Mr. Alison«, begann Wegener, »ich schlage vor, daß Sie sich mit Ihrem Mandanten beraten.«

»Das ist jetzt ganz einfach, mein Freund«, sagte Alison. »Entweder Sie reden, oder Sie baumeln. Dem Skipper ist das scheißegal. Fangen wir mal mit Ihren Personalien an.«

Und Jesús fing an zu reden. Nachdem einer der Offiziere nach einer Videokamera gegriffen hatte, wurde er gebeten, mit seiner Aussage noch einmal zu beginnen.

»Gut – ist Ihnen klar, daß Sie zu einer Aussage nicht verpflichtet sind?« fragte jemand. Da der Gefangene kaum auf die Frage reagierte, wurde sie wiederholt.

»Schon gut, ist mir klar«, antwortete er dann, ohne den Kopf zu wenden. »So, was wollen Sie wissen?«

Die Fragen waren natürlich bereits aufgeschrieben worden. Alison las sie vor laufender Kamera so langsam wie möglich vor. Die Vernehmung dauerte vierzig Minuten. Der Gefangene sprach hastig, aber nüchtern und bemerkte die Blicke, die ihm Mitglieder des Gerichts zuwarfen, nicht.

»Ich danke Ihnen für Ihre Hilfe«, sagte Wegener am Ende. »Wir wollen versuchen, dafür zu sorgen, daß Ihre Strafe milder ausfällt. Für Ihren Kollegen können wir natürlich nichts mehr tun.«

»Sein Pech«, meinte der Mann. Alle Anwesenden atmeten auf.

»Ich werde mit dem Staatsanwalt sprechen«, versprach der Captain. »Lieutenant, führen Sie den Gefangenen ab.«

Alison ging mit ihm hinaus. Draußen auf der Leiter und außerhalb der Reichweite der Kamera aber stolperte der Gefangene. Er sah die Hand nicht, die ihn gestoßen hatte, und

konnte sich auch nicht mehr umdrehen, denn eine andere Hand sauste auf sein Genick herab. Dann brach Chief Riley dem Bewußtlosen den Unterarm; Chief Oreza hielt ihm dabei einen mit Äther getränkten Mullverband auf Mund und Nase. Die beiden Chiefs trugen ihn ins Schiffslazarett, wo ein Sanitäter die simple Fraktur schiente. Der Patient wurde anschließend schlafen gelegt und mit dem gesunden Arm ans Bett gefesselt.

Am nächsten Morgen, der Hubschrauber war eingetroffen, holte Oreza ihn an Deck. Dort wartete Chief Riley mit Ramón José Capati, der zu James Does – oder besser Jesús Castillos – grenzenlosem Erstaunen quicklebendig war. Zwei DEA-Agenten setzten die beiden so weit wie möglich auseinander. Einer hatte nämlich gestanden, erklärte der Captain, und darüber mochte der andere nicht allzu erfreut sein. Castillo konnte den Blick nicht von Capati wenden. Mit allen Beweismitteln und mehreren Videokassetten an Bord startete der Hubschrauber. Wegener schaute ihm nach und fragte sich, wie man an Land reagieren würde. Inzwischen hatte sich eine gewisse Ernüchterung eingestellt, aber Wegener war sicher, an alles gedacht zu haben. Nur acht Besatzungsmitglieder wußten, was sich wirklich zugetragen hatte, und die wußten, was sie sagen mußten. Der Erste Offizier trat neben ihn. »Wie oft trägt doch der Schein.«

»Wohl wahr, aber *drei* unschuldige Menschen mußten sterben, nicht *vier*.«

Ein Engel war der Eigner nicht, sann der Captain. Aber mußten sie auch seine Familie umbringen? Wegener starrte hinaus aufs Meer und ahnte nicht, daß er etwas in Bewegung gesetzt hatte, das noch viele Menschen das Leben kosten sollte.

Vorbereitungen

Den ersten Hinweis auf die Ungewöhnlichkeit dieses Jobs bekam Chavez auf dem Flughafen San José, wo eine private Düsenmaschine auf sie wartete. ›Colonel Smith‹ ging nicht an Bord, sondern drückte nur jedem Mann die Hand und versprach ein baldiges Wiedersehen. Alle Sergeants stiegen in die Maschine, die eingerichtet war wie ein kleines Verkehrsflugzeug; es gab sogar eine Stewardess, die Getränke servierte. Jeder verstaute sein Gepäck und ließ sich ein Glas kommen – außer Chavez, der zu müde war, um die junge Dame auch nur eines Blickes zu würdigen. Irgend etwas sagte ihm, er solle die Gelegenheit zum Schlafen nützen. Diesen Instinkt haben viele Soldaten, und er trügt selten.

Lieutenant Jackson war zwar noch nie in der Einrichtung Monterey gewesen, hatte aber von seinem Bruder die notwendigen Anweisungen erhalten und fand daher die Offiziersmesse ohne Schwierigkeiten. Als er seinen Honda abschloß, erkannte er, daß er als einziger weit und breit die Uniform der Army trug.

»He, Timmy!« rief sein Bruder, als er die Messe betrat.

»Hallo, Rob.« Die beiden Männer umarmten sich. Obwohl die Familienbande ziemlich eng waren, hatten sie sich fast ein Jahr nicht gesehen. Robbys Mutter war vor Jahren mit neununddreißig gestorben. Sie hatte über Kopfschmerzen geklagt, beschlossen, sich ein bißchen hinzulegen – und war nie wieder aufgestanden, Opfer eines Schlaganfalls. Später stellte man fest, daß sie wie so viele Schwarze in Amerika unter zu

hohem Blutdruck gelitten hatte. Ihr Mann, der Reverend Hosiah Jackson, trauerte zusammen mit der Gemeinde um sie. Doch er war nicht nur ein frommer Mann, sondern auch ein Vater, dessen Kinder eine Mutter brauchten. Vier Jahre später heiratete er eine Vierundzwanzigjährige aus seiner Gemeinde, und Timothy war das erste Kind aus dieser zweiten Ehe. Sein vierter Sohn hatte eine ähnliche Laufbahn eingeschlagen wie sein erster. Robby Jackson hatte die Marineakademie absolviert und flog für die Navy Kampfflugzeuge. Timothy hatte sich einen Platz an der Militärakademie West Point ergattert und hoffte auf eine Karriere bei der Infanterie. Ein anderer Bruder war Arzt, und der vierte ein Anwalt mit politischen Ambitionen.

Außenstehende konnten nur schwer beurteilen, welcher Bruder stolzer auf den anderen war. Robby trug drei Goldstreifen auf den Schulterklappen und auf der Brusttasche einen goldenen Stern, der für ein Kommando auf See stand – in seinem Fall VF-41, eine Staffel F-14 Tomcat. Inzwischen arbeitete Robby im Pentagon und war auf dem Weg zum Kommando über das Luftgeschwader eines Flugzeugträgers. Später hoffte er, sogar seinen eigenen Träger zu bekommen. Timothy dagegen, für lange Zeit der Schwächste der Familie, war in West Point gründlich verändert worden, maß nun fünf Zentimeter mehr als sein Bruder und brachte mindestens acht Kilo mehr Muskeln auf die Waage. Neben dem Abzeichen seiner Division trug er den Blitz der Rangers. Wieder einmal ein Junge, aus dem auf altmodische Art ein Mann geworden war.

»Gut siehst du aus, Junge«, meinte Robby. »Trinken wir einen?«

»Gut, aber nur einen. Ich bin schon seit einer Ewigkeit auf den Beinen.«

»Langer Tag?«

»Eine endlose Woche«, versetzte Tim, »aber gestern haben sie mich wenigstens mal pennen lassen.«

»Nett von ihnen«, meinte der ältere Jackson mit brüderlicher Besorgtheit.

»He, wenn mir an einem Druckposten gelegen hätte, wär

ich zur Navy gegangen.« Darüber mußten die Brüder auf dem Weg an die Theke lachen. Robby bestellte einen Whiskey, Tim ein Bier. Zuerst drehte sich ihre Unterhaltung um die Familie, dann begannen sie zu fachsimpeln.

»Was wir so treiben, unterscheidet sich eigentlich nicht sonderlich voneinander«, erklärte Timmy. »Du versuchst, an den Gegner ranzukommen und ihn mit einer Rakete auszuräuchern, ehe er überhaupt merkt, daß du da bist. Wir versuchen, ihm auf den Pelz zu rücken und ihn abzuknallen, ohne daß er weiß, wo wir sind. Na, da kennst du dich ja aus, oder?« meinte Timmy mit einem etwas neidischen Lächeln. Robby war einmal im Gefecht gewesen.

»Einmal langt auch«, erwiderte Robby nüchtern. »Den Nahkampf überlasse ich Idioten wie euch.«

»Wie auch immer, letzte Nacht waren wir die Spitzenformation des Bataillons. Mein Zug hielt sich großartig. Der Gegner beim Manöver, ein Verein von der kalifornischen Nationalgarde mit Panzern, paßte nicht auf, und ehe sie sich versahen, war Sergeant Chavez mitten unter ihnen. Diesen Kerl solltest du mal in Aktion erleben. Ich schwöre, Rob, der ist praktisch unsichtbar, wenn er will. Wird mir schwerfallen, Ersatz für ihn zu finden.«

»Wieso?«

»Heute nachmittag wurde er ganz plötzlich nach Fort Benning versetzt – zusammen mit einem Haufen anderer Sergeants.«

Timmy machte eine kurze Pause. »Übrigens alle spanischer Abstammung. Seltsamer Zufall.« Wieder eine Pause. »Merkwürdig, sollte nicht auch León nach Fort Benning?«

»Wer ist León?«

»Ein Sergeant E-6 aus Ben Tuckers Verein. Eigentlich sollte der in zwei Wochen zur Ranger-Ausbildung. Ich frage mich, warum er zusammen mit Chavez ging. Na ja, typisch Army. So, und wie gefällt's dir im Pentagon?«

»Könnte schlimmer sein«, gestand Robby zu. »Noch fünf- undzwanzig Monate, dann bin ich wieder ein freier Mann. Ich habe nämlich Aussichten auf einen Kommandoposten bei den trägergestützten Fliegern«, erklärte der ältere Bruder.

